

## Viertes Kapitel

### Durch die Mapimi

Ich war der Überzeugung gewesen, Gibsons noch im Bereiche der Vereinigten Staaten habhaft zu werden. Nun musste ich ihm nach Mexiko und sogar in die allergefährlichste Gegend dieses Landes folgen. Der Weg, welcher erst hatte eingeschlagen werden sollen, um Chihuahua zu erreichen, berührt den Norden des wüsten Gebietes der Mapimi und führt meist durch freies, offenes Land. Nun aber hatten wir uns südlich wenden müssen, wo Gefahren uns erwarteten, denen wir wohl kaum gewachsen waren. Zu diesen niederschlagenden Gedanken trat die körperliche Ermüdung, deren sich selbst die Comanchen nicht mehr erwehren konnten. Wir hatten von der Hacienda del Caballero aus einen wahren Parforceritt gemacht. Den Roten war das getrocknete Fleisch ausgegangen, welches ihren Proviant gebildet

hatte, und auch wir besaßen nur noch wenig von dem Speisevorrat, welchen uns der Haciendero hatte einpacken lassen. Das Terrain stieg nach und nach höher an. Wir erreichten Berge, welche wir am Mittage gesehen hatten, steinige Massen ohne alles pflanzliche Leben. Wir wandten uns zwischen ihnen hindurch, immer nach Süden. Zwischen den steilen Abhängen war die Hitze noch größer als draußen auf der freien Ebene. Die Pferde verlangsamten ihre Schritte immer mehr. Auch der Haupttrupp der Comanchen war hier sehr langsam geritten, wie man aus den Spuren ersah. Über uns schwebten mehrere Geier, welche uns seit Stunden gefolgt waren, als ob sie erwarteten, dass unsere Erschöpfung ihnen eine Beute bringen werde.

Da färbte sich plötzlich, als wir um eine Felsenecke schwenkten, der Süden dunkler. Dort schien es bewaldete Berge zu geben, und sofort fielen die Pferde, als ob auch sie diese Bemerkung gemacht hätten, in lebhafteren Schritt. Das Gesicht Old Deaths

heiterte sich auf.

»Jetzt ahne ich, wohin wir kommen«, sagte er. »Ich rechne, dass wir uns in der Nähe des Flussgebietes des Rio Sabinas befinden, welcher aus der Mapimi herabkommt. Wenn die Comanchen sich entschlossen haben, seinem Laufe aufwärts zu folgen, so hat die Not ein Ende. Wo Wasser ist, gibt es Wald und Gras und wohl auch Wild, selbst in dieser traurigen Gegend. Wollen den Pferden die Sporen zeigen. Je mehr wir sie jetzt anstrengen, desto eher können sie sich ausruhen.«

Die Fährte hatte sich wieder ostwärts gewendet. Wir gelangten in eine lange, schmale Schlucht, und als dieselbe sich öffnete, sahen wir ein grünes Tal vor uns liegen, welches durch einen Bach bewässert wurde. Nach diesem Bache stürmen und dort aus dem Sattel springen, war eines. Selbst wenn die Comanchen sich hätten beherrschen wollen, so hätten sie doch ihren Pferden den Willen lassen müssen. Aber als die Letzteren getrunken hatten, saßen wir

gleich wieder auf, um weiterzureiten. Der Bach ergoss sich nach kurzer Zeit in einen größeren, welchem wir aufwärts folgten. Derselbe führte uns in einen Cañon, dessen steile Wände stellenweise mit Büschen bewachsen waren. Als wir diesen durchritten hatten, kamen wir an grünenden Berglehnen vorüber, deren Färbung unseren geblendeten Augen wohl-tat. Mittlerweile hatte es zu dunkeln begonnen, und wir mussten uns nach einem Lagerplatz umsehen. Der Anführer der Comanchen bestand darauf, noch ein Stück weiterzureiten, bis wir auch Bäume finden würden, und wir mussten uns seinem Willen fügen. Die Pferde stolperten über Steine, welche im Wege lagen. Fast war es Nacht; da wurden wir plötzlich angerufen. Der Anführer gab seine Antwort in freudigem Tone, denn der Ruf war in der Sprache der Comanchen erfolgt. Wir blieben halten. Old Death ritt mit dem Anführer vor, kehrte aber bald zurück und meldete: »Die Comanchen lagern vor uns. Ihrer Fährte nach war das Zusammentreffen jetzt

noch nicht zu erwarten. Aber sie haben sich nicht weiter gewagt, ohne die Gegend zu erkunden. Darum haben sie sich hier gelagert und am Mittag Kundschafter ausgesickt, welche bis jetzt noch nicht zurückgekehrt sind. Kommt vor! Ihr werdet sogleich die Lagerfeuer sehen.«

»Ich denke, dass auf einem solchen Kriegszuge keine Lagerfeuer angebrannt werden!«, sagte ich.

»Das Terrain wird es ihnen erlauben. Da sie Kundschafter vor sich her gesandt haben, so sind sie sicher, dass sich kein Feind in der Nähe befindet, welcher die Feuer sehen kann.«

Wir ritten vorwärts. Die Schlucht war zu Ende, und wir sahen wohl gegen zehn Feuer brennen, nicht mit hohen, sondern gedämpften Flammen, wie es bei Indianern stets der Fall ist. Es schien ein runder, baumleerer Talkessel zu sein, welchen wir vor uns hatten. Die Höhen stiegen, soviel ich bei der Dunkelheit erkennen konnte, rundum steil an, ein Umstand, welchen die

Comanchen als günstig für ihre Sicherheit zu betrachten schienen.

Die Roten, bei denen wir uns befunden hatten, ritten stracks auf das Lager zu, während uns bedeutet wurde, zu warten, bis man uns holen werde. Es dauerte eine ziemliche Weile, bis einer kam, um uns zum Häuptling zu führen, der seinen Platz am mittleren Feuer hatte, um welches die andern im Kreise brannten. Er saß in Gesellschaft von zwei Männern, welche wohl ausgezeichnete Krieger waren. Sein Haar war grau, aber lang und in einen Schopf gebunden, in welchem drei Adlerfedern befestigt waren. Er trug Mokassins, schwarze Tuchhose, Weste und Jacke von hellerem Stoffe und hatte ein Doppelgewehr neben sich liegen. Im Gürtel sah man eine alte Pistole. Messer und ein Stück Fleisch hielt er in den Händen, legte aber, als er uns sah, beides weg. Er war eben mit dem Essen beschäftigt gewesen. Der Geruch gebratenen Pferdefleisches lag in der Luft. Dicht neben der Stelle, an welcher er saß,

murmelte ein Quell aus der Erde hervor. Wir waren noch nicht von den Pferden gestiegen, so hatte sich schon ein weiterer Kreis eng aneinander stehender Krieger um uns gebildet, unter denen ich mehrere weiße Gesichter bemerkte. Man bemächtigte sich sofort unserer Pferde, um sie fortzuschaffen. Da Old Death es geschehen ließ, ohne Einspruch zu erheben, konnte ich nichts Gefährliches darin sehen. Der Häuptling stand auf und die beiden andern mit ihm. Er trat Old Death entgegen, reichte ihm ganz nach Art der Weißen die Hand und sagte in freundlich ernstem Tone:

»Mein Bruder Old Death überrascht die Krieger der Comanchen. Wie hätten sie ahnen können, ihn hier zu treffen. Er ist willkommen und wird mit uns gegen die Hunde der Apachen kämpfen.«

Er hatte, wohl damit auch wir ihn verstehen könnten, im Mischjargon gesprochen. Old Death antwortete in eben demselben:

»Der weise Manitou leitet seine roten und bleichen Kinder auf wunderbaren Wegen.

Glücklich ist der Mann, welcher auf jedem dieser Wege einem Freunde begegnet, auf dessen Wort er sich verlassen kann. Wird der >weiße Biber< auch mit meinen Gefährten die Pfeife des Friedens rauchen?«

»Deine Freunde sind auch meine Freunde, und wen du liebst, den liebe ich auch. Sie mögen sich an meine Seite setzen und aus dem Kalumet des Häuptlings der Comanchen den Frieden trinken.«

Old Death setzte sich nieder, und wir folgten seinem Beispiel. Nur der Schwarze trat zur Seite, wo er sich ebenfalls im Grase niederließ. Die Roten standen stumm und bewegungslos wie Statuen im Kreise. Die Gesichtszüge der einzelnen Weißen zu erkennen, war mir unmöglich. Der Schein des Feuers reichte dazu nicht aus. Oyo-koltsa band sein Kalumet vom Halse, stopfte den Kopf desselben voll Tabak aus dem Beutel, welcher ihm am Gürtel hing, und brannte ihn an. Nun folgte fast ganz genau dieselbe Zeremonie, welche beim Zusammentreffen mit seinem Sohne

stattgefunden hatte. Dann erst gewannen wir die Gewissheit, keine Feindseligkeiten seitens der Comanchen befürchten zu müssen.

Während wir vor dem Lager warten mussten, hatte der Anführer der fünfzig dem Häuptling über uns Mitteilung gemacht, wie wir jetzt aus dem Munde des Letzteren hörten. Er bat Old Death, ihm nun auch seinerseits zu erzählen, wie die Angelegenheit sich zugetragen habe. Der Alte tat es in einer Weise, dass weder auf uns, noch auf Sennor Atanasio ein Misstrauen fallen konnte.

Der >weiße Biber< blickte eine Zeitlang sinnend vor sich nieder und sagte dann: »Ich muss meinem Bruder Glauben schenken. Selbst wenn ich zweifeln wollte, finde ich in seiner Erzählung nichts, woraus ich schließen könnte, dass er mich täuschen will. Aber auch dem andern Bleichgesicht muss ich trauen, denn er hat keinen Grund, die Krieger der Comanchen zu belügen, und eine Lüge würde ihm das Leben kosten. Er

befindet sich bei uns und hätte sich längst von uns entfernt, wenn er uns die Unwahrheit gesagt hätte. Ich kann also nichts anders denken, als dass einer von euch sich getäuscht hat.«

Das war sehr scharfsinnig gedacht, nämlich von seinem Standpunkte aus. Old Death musste vorsichtig sein. Wie leicht konnte der Häuptling auf den Gedanken kommen, noch einmal eine Abteilung zurückzusenden, um den Haciendero des Nachts zu überraschen! Am allerbesten war es, eine glaubliche Erklärung des vermuteten Irrtums zu geben. Das dachte auch der Scout. Darum sagte er:

»Eine Täuschung liegt allerdings vor; aber nicht ich, sondern das Bleichgesicht wurde getäuscht. Wo wäre der Mann, welcher Old Death zu täuschen vermöchte! Das weiß mein roter Bruder auch.«

»So mag mein Bruder mir sagen, wie sich die Sache zugetragen hat!«

»Zunächst muss ich da sagen, dass der Häuptling der Comanchen selbst getäuscht

worden ist.«

»Von wem?«, fragte der >weiße Biber< indem er plötzlich ein sehr ernstes Gesicht machte.

»Von den sämtlichen Bleichgesichtern, welche du bei dir hast, vermute ich.«

»Auf eine Vermutung darf ich nicht hören. Gib mir den Beweis! Wenn die mich täuschen, mit denen wir die Pfeife des Friedens geraucht haben, so müssen sie sterben!«

»Also nicht nur die Friedenshand hast du ihnen gegeben, sondern sogar das Kalumet mit ihnen geraucht? Wäre ich bei dir gewesen, so hätte ich dich gehindert, es zu tun. Ich werde dir den verlangten Beweis geben. Sage mir, wessen Freund du bist, etwa des Präsidenten Juarez?«

Der Gefragte machte eine wegwerfende Handbewegung und antwortete:

»Juarez ist eine abgefallene Rothaut, welche in Häusern wohnt und das Leben der Bleichgesichter führt. Ich verachte ihn. Die Krieger der Comanchen haben ihre Tapferkeit

dem großen Napoleon geliehen, welcher ihnen dafür Waffen, Pferde und Decken schenkt und ihnen die Apachen in die Hände gibt. Auch die Bleichgesichter sind Napoleons Freunde.«

»Das ist eben eine Lüge. Damit haben sie dich getäuscht. Sie sind nach Mexiko gekommen, um Juarez zu dienen. Hier sitzen meine Gefährten als Zeugen. Du weißt doch, wen der große, weiße Vater in Washington in seinen Schutz genommen hat?«

»Juarez.«

»Und dass drüben jenseits der Grenze Soldaten angeworben werden, welche man auf heimlichen Wegen an Juarez herübersendet, weißt du auch. Nun, zu La Grange wohnt ein Mexikaner, welcher Sennor Cortesio heißt. Wir selbst sind bei ihm gewesen, und diese beiden Männer waren seine Nachbarn und Freunde. Er selbst hat es ihnen und uns gesagt, dass er viele Männer für Juarez anwirbt, und am Tage, bevor wir zu ihm kamen, einige der bei dir befindlichen Weißen zu Soldaten des Juarez

gemacht hat. Die andern aber sind Truppen, welche die Angeworbenen begleiten müssen. Du bist ein Feind des Juarez und hast doch mit seinen Soldaten die Pfeife des Friedens geraucht, weil sie dich belogen haben.« Das Auge des Häuptlings flammte zornig auf. Er wollte sprechen, doch Old Death fiel ihm in die Rede:

»Lass mich vor dir sprechen! Also diese Bleichgesichter sind Soldaten des Juarez. Sie kamen auf die Hacienda des Sennor Atanasio, der ein Freund Napoleons ist. Er hatte einen hohen, alten Anführer der Franzosen als Gast bei sich.

Die Bleichgesichter hätten diesen Mann getötet, wenn sie ihn erkannt hätten. Darum musste er sich krank stellen und sich niederlegen. Man bestrich sein Gesicht mit dunkler Farbe, um ihm das Aussehen eines Indianers zu geben. Als nun die Bleichgesichter ihn sahen und fragten, wer er sei, wurde geantwortet, er sei der >gute Mann<, der Häuptling der Apachen.«

Der Häuptling zog die Augenbrauen hoch. Er

glaubte dem Erzähler, war aber doch so vorsichtig, zu fragen:

»Warum sagte man grad diesen Namen?«

»Weil die Apachen es mit Juarez halten. Die Bleichgesichter mussten also in diesem Manne einen Freund erkennen. Und er war alt und hatte graues Haar, welches er nicht verbergen konnte. Man wusste, dass der >gute Mann< auch graues Haar hat; darum gab man ihm den Namen dieses Apachen.«

»Uff! Jetzt verstehe ich dich. Dieser Sennor muss ein sehr kluger Mann sein, dass er auf eine solche Ausrede gekommen ist. Aber wo war der Anführer des Napoleon, als meine Krieger kamen? Sie haben ihn nicht gesehen.«

»Er war bereits wieder fort. Du siehst also, es ist nur eine Ausrede gewesen, dass Winnetou den >guten Mann< gebracht habe. Die Bleichgesichter haben das geglaubt. Dann sind sie auf dich und deine Krieger gestoßen. Sie haben gewusst, dass die Comanchen Freunde der Franzosen sind, und sich also auch für deren Freunde



ausgegeben.«

»Ich glaube dir, aber ich muss einen sicheren Beweis haben, dass sie Anhänger des Juarez sind, sonst kann ich sie nicht bestrafen, denn sie haben aus unserm Kalumet geraucht.«

»Ich wiederhole, dass ich dir diesen Beweis geben werde. Vorher aber muss ich dir sagen, dass sich unter diesen Bleichgesichtern zwei Männer befinden, welche ich gefangen nehmen will.«

»Warum?«

»Sie sind unsere Feinde, und wir haben unsere Pferde viele Tage lang auf ihrer Spur gehabt.«

Das war die beste Antwort. Hätte Old Death eine lange Erzählung über Gibson und William Ohlert gemacht, so hätte er das nicht erreicht, was er mit den kurzen Worten >Sie sind unsere Feinde< erreichen konnte. Das zeigte sich sofort, denn der Häuptling sagte:

»Wenn sie deine Feinde sind, so sind sie auch die unserigen, sobald wir ihnen den

Rauch des Friedens wieder genommen haben. Ich werde dir die beiden schenken.«

»Gut! So lass den Anführer der Bleichgesichter hierher kommen! Wenn ich mit ihm rede, so wirst du bald erkennen, wie recht ich habe, wenn ich behaupte, dass er Anhänger des Juarez ist.«

Der Häuptling winkte. Einer seiner Krieger kam herbei und erhielt den betreffenden Befehl. Er schritt auf einen Weißen zu, sagte ihm einige Worte, und dann kam dieser zu uns, eine hohe, starke Gestalt, mit bärtigem Gesicht und von martialischem Aussehen.

»Was soll ich?«, fragte er, indem er uns mit einem finstern, feindseligen Blicke maß. Ich war jedenfalls von Gibson erkannt worden, und dieser hatte ihm gesagt, dass von uns nichts Gutes zu erwarten sei.

Meine Neugierde, zu hören, wie Old Death seinen Kopf aus der Schlinge ziehen werde, war nicht gering. Der alte, pfiffige Scout sah dem Frager mit sehr freundlichem Blicke in das Gesicht und antwortete auf das



höflichste:

»Ich habe Euch von Sennor Cortesio in La Grange zu grüßen, Sennor.«

»Kennt Ihr ihn denn?«, fragte der Mann schnell, ohne zu ahnen, dass er soeben an eine sehr gefährliche Angel beiße.

»Natürlich kenne ich ihn«, meinte der Alte.

»Wir sind Freunde seit langer Zeit. Leider kam ich zu spät, um Euch bei ihm zu treffen, doch gab er mir die Richtung an, in welcher wir Euch treffen könnten.«

»Wirklich? So müsst Ihr freilich ein guter Freund von ihm sein. Welche Richtung nannte er?«

»Die Furt zwischen dem Las Moras und Rio Moral, und dann über Baya und Tabal nach Chihuahua. Ihr seid allerdings von dieser Route ein wenig abgewichen.«

»Weil wir unsere Freunde, die Comanchen trafen.«

»Eure Freunde? Ich denke, die Krieger der Comanchen sind Eure Gegner!«

Der Mann kam ganz sichtlich in große Verlegenheit; er räusperte sich und hustete,

um Old Death ein Zeichen zu geben, welcher aber nichts zu bemerken schien. Old Death fuhr fort:

»Ihr haltet es ja mit Juarez; die Comanchen aber kämpfen für die Franzosen.«

Jetzt hatte sich der Mexikaner gefasst. Er erklärte:

»Sennor, da irrt Ihr Euch sehr. Auch wir stehen auf der Seite der Franzosen.«

»Und schafft Angeworbene aus den Vereinigten Staaten nach Mexiko?«

»Ja, aber für Napoleon.«

»Ah so! Also Sennor Cortesio wirbt für Napoleon an?«

»Natürlich! Für wen anders?«

»Ich denke für Juarez.«

»Das fällt ihm gar nicht ein!«

»Schön! Ich danke Euch für diese Aufklärung, Sennor! Ihr könnt jetzt wieder an Euren Platz zurückkehren.«

Über das Gesicht des Mannes zuckte es zornig. Sollte er sich von diesem unscheinbaren Menschen wie ein Untergebener fortweisen lassen?

»Sennor«, sagte er, »woher habt Ihr das Recht, mich so einfach in dieser Weise gehen zu heißen?«

»An diesem Feuer sitzen nur Häuptlinge und hervorragende Personen.«

»Ich bin ein Offizier!«

»Des Juarez?«, fragte Old Death schnell emporfahrend.

»Ja - nein, nein, Napoleons, wie ich bereits sagte.«

»Nun, soeben habt Ihr Euch glanzvoll versprochen. Ein Offizier, zumal in solchen Verhältnissen, sollte seine Zunge doch besser bewahren können. Ich bin mit Euch fertig, Ihr könnt gehen.«

Der Offizier wollte noch et was sagen. Da aber machte der Häuptling eine gebieterisch fortweisende Armbewegung, welcher er gehorchen musste.

»Nun, was sagt mein Bruder jetzt?«, fragte Old Death.

»Sein Gesicht klagt ihn an«, antwortete der »weiße Biber«, »aber auch das ist noch kein Beweis.«

»Du bist aber überzeugt, dass er Offizier und bei jenem Sennor Cortesio gewesen ist?«

»Ja.«

»Er muss also zu der Partei gehören, für welche Cortesio anwirbt?«

»So ist es. Beweise mir aber, dass dieser Mann für Juarez anwirbt, so bin ich befriedigt!«

»Nun, hier ist der Beweis.«

Er griff in die Tasche und zog den Pass hervor, welcher mit »Juarez« unterschrieben war. Er öffnete ihn und fuhr fort:

»Um uns selbst zu überzeugen, dass Cortesio für Juarez arbeitet und dass alle Bleichgesichter, welche zu ihm kommen, Freunde von Juarez sind, haben wir so getan, als ob auch wir uns anwerben lassen wollten. Er hat uns angenommen und jedem von uns einen Pass gegeben, welcher mit dem Namen Juarez unterzeichnet ist. Mein Gefährte kann dir den seinigen ebenfalls zeigen.«

Der Häuptling nahm den Pass und

betrachtete ihn genau. Ein grimmiges Lächeln glitt über sein Gesicht.

»Der >weiße Biber< hat nicht die Kunst der Weißen gelernt, auf dem Papiere zu sprechen«, sagte er; »aber er kennt das Zeichen ganz genau, welches er hier sieht; es ist das Totem des Juarez. Und unter meinen Kriegern ist ein junger Mann, ein Halbblut, welcher als Knabe viel bei den Bleichgesichtern gewesen ist und die Kunst versteht, das Papier sprechen zu lassen. Ich werde ihn rufen.«

Er rief laut einen Namen aus. Ein junger, hell gefärbter Mann trat herbei und nahm auf einige Worte des Häuptlings den Pass in die Hand, kniete neben dem Feuer nieder und las, zugleich übersetzend, die Worte vor. Ich verstand ihn nicht; aber Old Deaths Gesicht wurde heller und immer heller. Als der Halbwilde geendet hatte, gab er den Pass mit sichtlichem Stolz, eine solche Kunst ausgeübt zu haben, zurück und entfernte sich. Old Death steckte den Pass ein und fragte:

»Soll auch mein Gefährte den seinigen zeigen?«

Der Häuptling schüttelte den Kopf.

»Weiß mein roter Bruder nun, dass diese Bleichgesichter ihn belogen haben und seine Feinde sind?«

»Er weiß es nun ganz gewiss. Er wird seine hervorragendsten Krieger sofort versammeln, um mit ihnen zu beraten, was geschehen soll.«

»Soll ich an dieser Beratung teilnehmen?«

»Nein. Mein Bruder ist klug im Rate und mutig bei der Tat; aber wir brauchen ihn nicht, denn er hat bewiesen, was er beweisen wollte. Was nun zu geschehen hat, ist nur Sache der Comanchen, welche belogen worden sind.«

»Noch eins. Es gehört zwar nicht zu der bisherigen Angelegenheit, ist aber von großer Wichtigkeit für uns. Warum ist mein roter Bruder so weit südwärts gezogen? Warum wagt er sich hinauf auf die Höhen der Wüste?«

»Die Comanchen wollten erst weiter nördlich

reiten; aber sie haben erfahren, dass Winnetou mit großen Scharen nach dem Rio Conchos ist, und dass infolgedessen die Dörfer der Apachen hier unbewacht stehen. Wir haben uns daher schnell nach Süden gewendet und werden hier eine so große Beute machen, wie noch keine heimgeschafft wurde.«

»Winnetou nach dem Rio Conchos! Hm! Ist diese Nachricht zuverlässig? Von wem hast du sie? Wohl von den zwei Indianern, welche nordwärts von hier auf euch trafen?«

»Ja. Ihr habt ihre Fährte gesehen?«

»Wir sahen sie. Was für Indianer waren es?«

»Sie sind vom Stamme der Topia, Vater und Sohn.«

»Befinden sie sich noch bei dir, und darf ich mit ihnen sprechen?«

»Mein Bruder darf alles tun, was ihm gefällt.«

»Auch mit den beiden Bleichgesichtern sprechen, welche du mir ausliefern wirst?«

»Wer soll dich daran hindern?«

»So habe ich nur noch eine Bitte: Erlaube mir, um das Lager zu gehen! Wir sind in Feindesland, und ich möchte mich überzeugen, dass alles zu unserer Sicherheit Erforderliche geschehen ist.«

»Tue es, obgleich es nicht nötig ist. Der >weiße Biber< hat das Lager und die Wachen geordnet. Auch sind unsere Kundschafter vor uns. Also ist alles in Ordnung.«

Seine Freundschaft für Old Death musste sehr groß sein, da er sich nicht beleidigt fühlte durch das Verlangen des Scout, selbst nach den getroffenen Sicherheitsmaßregeln zu sehen. Die beiden vornehmen Comanchen, welche vollständig wortlos bei ihm gesessen hatten, erhoben sich jetzt und schritten in gemessener Haltung davon, um die Teilnehmer der Beratung zusammenzuholen. Die andern Comanchen nahmen nun wieder an ihren Feuern Platz. Die beiden Langes und Sam bekamen einen Platz an einem derselben angewiesen und drei tüchtige Stücke gebratenen

Pferdefleisches vorgelegt. Old Death aber nahm mich beim Arme und zog mich fort nach dem Feuer, an welchem die Weißen allein saßen. Als man uns dort kommen sah, stand der Offizier auf, kam uns zwei Schritte entgegen und fragte in englischer Sprache in feind-seligem Tone:

»Was hatte denn eigentlich das Examen zu bedeuten, Master, welches Euch beliebte, mit mir anzustellen?«

Der Alte grinste ihn freundlich an und antwortete:

»Das werden Euch nachher die Comanchen sagen; darum kann ich mir die Antwort ersparen. Übrigens befinden sich unter euch Pferdediebe. Sprecht ja nicht in einem so hochtrabenden Tone mit Old Death! Es stehen sämtliche Comanchen zu mir und gegen euch, sodass es nur eines kleinen Winkes von mir bedarf, und es ist um euch geschehen.«

Er wendete sich mit stolzer Gebärde von ihnen ab, blieb aber stehen, um mir Gelegenheit zum Sprechen zu lassen. Gibson

und William Ohlert saßen ebenfalls in der Runde. Der Letztere sah außerordentlich leidend und verkommen aus. Seine Kleidung war zerrissen und sein Haar verwildert. Die Wangen waren eingefallen, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen. Er schien weder zu sehen noch zu hören, was um ihn vorging, hatte einen Bleistift in der Hand und ein Blatt Papier auf dem Knie liegen und stierte in einem fort auf dasselbe nieder. Mit ihm hatte ich zunächst nichts zu tun. Er war willenlos. Darum wendete ich mich an seinen Verführer:

»Treffen wir uns endlich, Master Gibson? Hoffentlich bleiben wir von jetzt an für längere Zeit beisammen.«

Er lachte mir geradezu in das Gesicht und antwortete:

»Mit wem redet Ihr denn da, Sir?«

»Mit Euch natürlich!«

»Nun, so natürlich ist das wohl nicht. Ich ersehe nur aus Eurem Blicke, dass ich gemeint bin. Ihr nanntet mich Gibson, glaube ich?«

»Allerdings.«  
»Nun, so heiße ich nicht.«  
»Seid Ihr nicht in New Orleans vor mir davongelaufen?«  
»Master, bei Euch rappelt es wohl unter dem Hute! Ich heiße nicht Gibson.«  
»Ja, wer so viele Namen hat, kann sehr leicht einen von ihnen verleugnen. Nanntet Ihr Euch nicht in New-Orleans Clinton? Und in La Grange heißt Ihr wieder Sennor Gavilano?«  
»Das ist allerdings mein richtiger und eigentlicher Name. Was wollt Ihr überhaupt von mir? Ich habe nichts mit Euch zu schaffen. Lasst mich in Ruhe! Ich kenne Euch nicht!«  
»Glaube es. Ein Polizist kommt zuweilen in die Lage, nicht erkannt zu werden. Mit dem Leugnen entkommt Ihr mir nicht. Ihr habt Eure Rolle ausgespielt. Ich bin Euch nicht von New York aus bis hierher gefolgt, um mich von Euch auslachen zu lassen. Ihr werdet mir von jetzt an dahin folgen, wohin ich Euch führe.«

»O! Und wenn ich es nicht tue?«  
»So werde ich Euch hübsch auf ein Pferd binden, und ich denke, dass das Tier mir dann gehorchen wird.«  
Da fuhr er auf, zog den Revolver und schrie.  
»Mann, sagt mir noch ein solches Wort, so soll Euch der Teufel auf - - -«  
Er kam nicht weiter. Old Death war hinter ihn getreten und schlug ihm den Gewehrkolben auf den Arm, dass er den Revolver fallen ließ.  
»Führt nicht das große Wort, Gibson!«, sagte der Alte. »Es befinden sich hier Leute, welche sehr imstande sind, Euch den großen Mund zu stopfen!«  
Gibson hielt sich den Arm, wendete sich um und schrie:  
»Herr, soll ich Euch das Messer zwischen die Rippen geben? Meint Ihr, weil Ihr Old Death heißt, soll ich mich vor Euch fürchten?«  
»Nein, mein Junge, fürchten sollst du dich nicht; aber gehorchen wirst du. Wenn du

noch ein Wort sagst, welches mir in die Nase fährt, so niese ich dich mit einer guten Büchsenkugel an. Hoffentlich wissen es uns die Gentlemen Dank, wenn wir sie von so einem Halunken befreien, wie Ihr seid.«

Sein Ton und seine Haltung waren nicht ohne Einfluss auf Gibson. Dieser meinte bedeutend kleinlauter:

»Aber, ich weiß ja gar nicht, was ihr wollt. Ihr verkennt mich. Ihr verwechselt mich mit einem andern!«

»Das ist sehr unwahrscheinlich. Du hast ein so ausgesprochenes Spitzbubengesicht, dass es nie mit einem andern verwechselt werden kann. Und übrigens sitzt der Hauptzeuge gegen dich hier neben dir.«

Er deutete bei diesen Worten auf William Ohlert.

»Der? Ein Zeuge gegen mich?«, fragte Gibson. »Das ist wieder ein Beweis, dass ihr mich verkennt. Fragt ihn doch einmal!« Ich legte William die Hand auf die Schulter und nannte seinen Namen. Er erhob

langsam den Kopf, stierte mich verständnislos an und sagte nichts.

»Master Ohlert, Sir William, hört Ihr mich nicht?«, wiederholte ich. »Euer Vater sendet mich zu Euch.«

Sein leerer Blick blieb an meinem Gesichte haften, aber er sprach kein Wort. Da fuhr Gibson ihn in drohendem Tone an:

»Deinen Namen wollen wir hören. Nenne ihn sofort.«

Der Gefragte wendete den Kopf nach dem Sprecher und antwortete halblaut in ängstlichem Tone wie ein eingeschüchtertes Kind:

»Ich heiße Guillelmo.«

»Was bist du?«

»Dichter.«

Ich fragte weiter:

»Heißt du Ohlert? Bist du aus New York? Hast du einen Vater?« Aber alle Fragen verneinte er, ohne sich im mindesten zu besinnen. Man hörte, dass er abgerichtet war. Es war gewiss, dass, seit Ohlert sich in den Händen dieses raffinierten Mannes



befand, sich sein Geist mehr und mehr  
umnachtet hatte.

»Da habt ihr euern Zeugen!«, lachte der  
Bösewicht. »Er hat euch bewiesen, dass ihr  
euch auf einem falschen Wege befindet.  
Also habt die Gewogenheit, uns von jetzt an  
ungeschoren zu lassen!«

»Will ihn doch um et was Besonderes  
fragen«, sagte ich. »Vielleicht ist sein  
Gedächtnis doch noch stärker als die Lügen,  
die ihr ihm eingepaukt habt.«

Mir war ein Gedanke gekommen. Ich zog  
die Briefftasche hervor. Ich hatte das  
Zeitungsblatt mit Ohlerts Gedicht in  
derselben, nahm es heraus und las langsam  
und mit lauter Stimme den ersten Vers. Ich  
glaubte, der Klang seines eigenen Gedichtes  
werde ihn aus seiner geistigen  
Unempfindlichkeit reißen. Aber er blickte fort  
und fort auf sein Knie nieder. Ich las den  
zweiten Vers, ebenso vergeblich. Dann den  
dritten:

»Kennst du die Nacht, die auf den Geist dir  
sinkt,

Dass er vergebens um Erlösung schreit,  
Die schlangengleich sich ums Gedächtnis  
schlingt

Und tausend Teufel ins Gehirn dir speit?«  
Die letzten beiden Zeilen hatte ich lauter als  
bisher gelesen. Er erhob den Kopf; er stand  
auf und streckte die Hände aus. Ich fuhr  
fort:

»O sei vor ihr ja stets in wachen Sorgen -  
Denn diese Nacht allein hat keinen Morgen!«  
Da schrie er auf, zu mir hinspringend und  
nach dem Blatte greifend. Ich ließ es ihm.  
Er bückte sich zu dem Feuer nieder und las  
selbst, laut, von Anfang bis zu Ende. Dann  
richtete er sich auf und rief in  
triumphierendem Tone, sodass es weit durch  
das nächtliche stille Tal schallte:

»Gedicht von Ohlert, von William Ohlert, von  
mir, von mir selbst! Denn ich bin dieser  
William Ohlert, ich selbst. Nicht du heißest  
Ohlert, nicht du, sondern ich!«

Die letzten Worte waren an Gibson gerichtet.  
Ein furchterlicher Verdacht stieg in mir auf.  
Gibson befand sich im Besitze von Williams

Legitimationen - sollte er, trotzdem er älter als dieser war, sich für ihn ausgeben wollen? Sollte er - -? Aber ich fand keine Zeit, diesen Gedanken auszudenken, denn der Häuptling kam, ganz die Ratsversammlung und seine Würde vergessend, herbeigesprungen, stieß William auf den Boden nieder und gebot: »Schweig, Hund! Sollen die Apachen hören, dass wir uns hier befinden? Du rufst ja den Kampf und den Tod herbei!«

William Ohlert stieß einen unverständlichen Klageruf aus und sah mit einem stieren Blick zu dem Indianer empor. Das Aufflackern seines Geistes war plötzlich wieder erloschen. Ich nahm ihm das Blatt aus der Hand und steckte es wieder zu mir. Vielleicht gelang es mir mit Hilfe desselben später wieder, ihn zum Bewusstsein seiner selbst zu bringen.

»Zürne ihm nicht!«, bat Old Death den Häuptling. »Sein Geist ist umnachtet. Er wird fortan ruhig sein. Und nun sage mir, ob diese beiden Männer die Topias sind, von

denen du zu mir sprachest!«

Er deutete auf zwei indianisch gekleidete Gestalten, welche mit an dem Feuer der Weißen saßen.

»Ja, sie sind es«, antwortete der Gefragte.

»Sie verstehen die Sprache der Comanchen nicht gut. Du musst mit ihnen in der Sprache der Grenze reden. Aber sorgt dafür, dass dieser Weiße, dessen Seele nicht mehr vorhanden ist, sich still verhalte, sonst muss ich ihm den Mund verbinden lassen!«

Er kehrte wieder zu dem Feuer der Beratung zurück. Old Death entfernte sich noch nicht, ließ vielmehr seinen Blick scharf und forschend über die beiden Indianer gleiten und fragte den Ältesten von ihnen: »Meine roten Brüder sind von dem Hochlande von Topia herabgekommen? Sind die Krieger, welche da oben wohnen, die Freunde der Comanchen?«

»Ja«, antwortete der Mann. »Wir leihen unsere Tomahawks den Kriegern der Comanchen.«

»Wie kommt es aber, dass eure Fährte vom

Norden herbei führte, wo nicht eure Brüder wohnen, sondern diejenigen, welche die Feinde der Comanchen sind, die Llanero- und Taronapachen?»

Diese Frage schien den Indianer in Verlegenheit zu setzen, was man deutlich sehen konnte, weil weder er, noch sein Sohn eine Malerei im Gesicht trug. Er antwortete nach einer Weile:

»Mein weißer Bruder tut da eine Frage, welche er sich sehr leicht selbst beantworten kann. Wir haben das Kriegsbeil gegen die Apachen ausgegraben und sind nach Norden geritten, um den Aufenthaltsort derselben auszukundschaften.«

»Was habt ihr da gefunden?«

»Wir haben Winnetou gesehen, den größten Häuptling der Apachen. Er ist mit allen seinen Kriegen aufgebrochen, um den Krieg über den Rio Conchos zu tragen. Da kehrten wir zurück, dies den Unsern zu melden, damit dieselben sich beeilen möchten, über die Dörfer der Apachen herzufallen. Wir trafen dabei auf die Krieger

der Comanchen und haben sie hierher geführt, damit auch sie das Verderben über unsere Feinde bringen möchten.«

»Die Comanchen werden euch dankbar dafür sein. Aber seit wann haben die Krieger der Topias vergessen, ehrliche Leute zu sein?«

Es war klar, dass der Alte irgendeinen Verdacht gegen die beiden hegte; denn er sprach zwar sehr freundlich mit ihnen, aber seine Stimme hatte eine eigentümliche Färbung, einen Klang, welchen ich stets an derselben beobachtet hatte, wenn er die heimliche Absicht hegte, jemand zu überlisten. Den vermeintlichen Topias waren seine Fragen sehr unbequem.

Der jüngere blitzte ihn mit feindseligen Augen an. Der ältere gab sich alle Mühe, freundlich zu antworten, doch hörte man, dass seine Worte nur widerstrebend über seine Lippen kamen.

»Warum fragt mein weißer Bruder nach unserer Ehrlichkeit?«, sagte er jetzt.

»Welchen Grund hat er, an ihr zu zweifeln?«

»Ich habe nicht die Absicht, euch zu kränken. Aber wie kommt es, dass ihr nicht bei den Kriegern der Comanchen sitzt, sondern euch hier bei den Bleichgesichtern niedergelassen habt?«

»Old Death fragt mehr, als er sollte. Wir sitzen hier, weil es uns so gefällt.«

»Aber ihr erweckt dadurch die Meinung, dass die Comanchen die Topias verachten. Es sieht ganz so aus, als ob sie Vorteil von euch ziehen wollen, euch aber nicht erlauben, bei ihnen zu sitzen.«

Das war eine Beleidigung. Der Rote brauste auf:

»Sprich nicht solche Worte, sonst hast du mit uns zu kämpfen. Wir haben bei den Comanchen gesessen und sind nun zu den Bleichgesichtern gekommen, um von ihnen zu lernen. Oder ist es vielleicht verboten, zu erfahren, wie es in den Gegenden und Städten der Weißen zugeht?«

»Nein; das ist nicht verboten. Aber ich an eurer Stelle würde vorsichtiger verfahren. Dein Auge hat den Schnee vieler Winter

erblickt; darum solltest du wissen, was ich meine.«

»Wenn ich es nicht weiß, so sage es mir!«, erklang es höhnisch. Da trat Old Death nahe zu ihm hin, bückte sich ein wenig zu ihm nieder und fragte in fast strengem Tone:

»Haben die Krieger der Comanchen mit euch die Pfeife des Friedens geraucht, und habt ihr auch den Rauch des Kalumets durch eure Nasen geblasen?«

»Ja.«

»So seid ihr streng verpflichtet, nur das zu tun, was zu ihrem Vorteile dient.«

»Meinst du etwa, dass wir dies nicht tun wollen?«

Die beiden sahen einander scharf in die Augen. Es war, als ob ihre Blicke sich umkrallen wollten, um miteinander zu ringen. Dann antwortete Old Death:

»Ich sehe es dir an, dass du mich verstanden und meine Gedanken erraten hast. Wollte ich dieselben aussprechen, so wäret ihr beide verloren.«

»Uff!«, rief der Rote, indem er empor sprang und zu seinem Messer griff. Auch sein Sohn richtete sich drohend auf und zog den Tomahawk aus dem Gürtel. Old Death aber beantwortete diese feindlichen Bewegungen nur mit einem ernsten Kopfnicken und sagte:

»Ich bin überzeugt, dass ihr euch nicht lange bei den Comanchen befinden werdet. Wenn ihr zu denen zurückkehrt, welche euch ausgesandt haben, so sagt ihnen, dass wir ihre Freunde sind. Old Death liebt alle roten Männer und fragt nicht, zu welchem Stamme sie gehören.«

Da zischte ihm der andere die Frage entgegen:

»Meinst du vielleicht, dass wir nicht zu dem Stamme der Topias gehören?«

»Mein roter Bruder mag bedenken, wie unvorsichtig es von ihm ist, diese Frage auszusprechen. Ich habe meine Gedanken verschwiegen, weil ich nicht dein Feind sein will. Warum verrätst du sie selbst? Stehst du nicht inmitten eines fünf-hundertfachen

Todes?«

Die Hand des Roten zuckte mit dem Messer, als ob er zustoßen wolle. »Sage mir also, wofür du uns hältst!«, forderte er den Alten auf.

Dieser ergriff den Arm, dessen Hand das Messer hielt, zog den Indianer ein Stück beiseite, bis hin zu mir und sagte leise, doch so, dass ich es hörte, zu ihm die Worte: »Ihr seid Apachen!« Der Indianer trat einen Schritt zurück, riss seinen Arm aus der Hand des Alten, zückte das Messer zum Stoße und sagte.

»Hund, du lügst!«

Old Death machte keine Bewegung, den Stoß von sich abzuwehren. Er raunte dem Aufgeregten leise zu:

»Du willst den Freund Winnetous töten?« War es der Inhalt dieser Worte oder war es der scharfe, stolze Blick des Alten, welcher die beabsichtigte Wirkung hervorbrachte, kurz und gut, der Indianer ließ den Arm sinken. Er näherte seinen Mund dem Ohre Old Deaths und sagte drohend:

»Schweig!«

Dann wendete er sich ab und setzte sich wieder nieder. Sein Gesicht war so ruhig und von undurchdringlichem Ausdrucke, als ob gar nichts geschehen sei. Er sah sich durchschaut, aber es war ihm nicht die geringste Spur von Misstrauen oder Furcht anzusehen. Kannte er Old Death so genau, um ihm keinen Verrat zuzutrauen? Oder wusste er sich aus irgendeinem andern Grunde sicher? Auch sein Sohn setzte sich ganz ruhig neben ihm nieder und steckte den Tomahawk wieder in den Gürtel. Die beiden Apachen hatten es gewagt, sich als Führer an die Spitze ihrer Todfeinde zu stellen, eine Kühnheit, welche bewundernswert war. Wenn ihre Absicht gelang, so waren die Comanchen dem sichern Verderben geweiht. Wir wollten nun die Gruppen verlassen, aber eine unter den Comanchen entstehende Bewegung veranlasste uns, stehen zu bleiben. Wir sahen, dass die Beratung zu Ende war. Die Teilnehmer hatten sich erhoben, und den

Roten war von ihrem Häuptlinge ein Befehl geworden, infolgedessen auch sie ihre Feuer verließen und einen dichten Kreis um dasjenige bildeten, an welchem wir uns befanden. Die Weißen wurden von ihnen eingeschlossen. Der >weiße Biber< trat in würdevoller Haltung in den Kreis und erhob den Arm, zum Zeichen, dass er sprechen wolle. Tiefes Schweigen herrschte rundum. Die Weißen ahnten noch nicht, was jetzt kommen werde. Sie waren aufgestanden. Nur die beiden vermeintlichen Topias blieben sitzen und blickten ruhig vor sich nieder, als ob der Vorgang sie gar nichts angehe. Auch William Ohlert saß noch auf seinem Platze und starrte auf den Bleistift, den er wieder in den Fingern hielt.

Jetzt begann der Häuptling in langsamer, schwer betonter Rede:

»Die Bleichgesichter sind zu den Kriegern der Comanchen gekommen und haben ihnen gesagt, dass sie ihre Freunde seien. Darum wurden sie von ihnen aufgenommen und haben mit ihnen die Pfeife des Friedens

geraucht. Jetzt aber haben die Comanchen erfahren, dass sie von den Bleichgesichtern belogen wurden. Der >weiße Biber< hat alles, was für sie und was gegen sie spricht, genau abgewogen und mit seinen erfahrensten Männern beraten, was geschehen soll. Er ist mit ihnen darüber einig geworden, dass die Bleichgesichter uns belogen haben und unsere Freundschaft und unsern Schutz nicht länger verdienen. Darum soll von diesem Augenblicke an der Bund mit ihnen aufgehoben sein und die Feindschaft soll an die Stelle der Freundschaft treten.«

Er hielt für einen Augenblick inne. Der Offizier ergriff schnell die Gelegenheit, indem er fragte:

»Wer hat uns verleumdet? Jedenfalls sind es die vier Männer gewesen, welche mit ihrem Schwarzen gekommen sind, eine Gefahr über uns heraufzubeschwören, welche wir nicht verdient haben. Es ist von uns bewiesen worden, und wir wiederholen es, dass wir Freunde der Comanchen sind. Die Fremden

aber mögen den Beweis bringen, dass sie es ehrlich mit unsern roten Brüdern meinen! Wer sind sie, und wer kennt sie? Haben sie Böses über uns gesprochen, so verlangen wir, es zu erfahren, um uns verteidigen zu können. Wir lassen uns nicht richten, ohne angehört worden zu sein! Ich bin Offizier, also ein Häuptling unter den Meinen. Ich kann und muss verlangen, an jeder Beratung, welche über uns stattfinden soll, teilzunehmen zu dürfen!«

»Wer hat dir die Erlaubnis gegeben, zu sprechen?«, fragte der Häuptling in strengem, stolzem Tone. »Wenn der >weiße Biber< redet, so hat jeder zu warten, bis er ausgesprochen hat! Du verlangst, gehört zu werden. Du bist gehört worden, als Old Death vorhin mit dir sprach. Es ist erwiesen, dass ihr Krieger von Juarez seid. Wir aber sind Freunde von Napoleon; folglich seid ihr unsere Feinde. Du fragst, wer diese vier Bleichgesichter seien, und ich sage dir: sie sind tapfere, ehrliche Krieger. Wir kannten Old Death viele Winter vorher,



bevor wir eure Gesichter erblickten. Du forderst, an unserer Beratung teilzunehmen zu dürfen; ich sage dir, dass selbst Old Death nicht die Erlaubnis dazu erhalten hat. Die Krieger der Comanchen sind Männer. Sie bedürfen nicht der List der Bleichgesichter, um zu wissen, was klug oder unklug, was richtig oder falsch ist. Ich bin jetzt zu euch getreten, um euch zu sagen, was wir beschlossen haben. Ihr habt das ruhig anzuhören und kein Wort dazu zu sagen, denn - -«

»Wir haben das Kalumet mit euch geraucht«, unterbrach ihn der Offizier. »Wenn ihr uns feindselig behandelt, so -«

»Schweig, Hund!«, donnerte ihn der Häuptling an. »Du hattest jetzt eine Beleidigung auf den Lippen. Bedenke, dass ihr von über fünfhundert Kriegern umgeben seid, welche bereit sind, dieselbe augenblicklich zu rächen! Ihr habt das Kalumet nur infolge einer Täuschung, einer Lüge bekommen. Aber die Krieger der Comanchen kennen den Willen des großen

Geistes. Sie achten die Gesetze, welche bei ihnen herrschen, und wissen, dass ihr euch noch jetzt unter dem Schutze des Kalumets befindet und dass sie euch als Freunde behandeln müssen, bis ihr aus demselben getreten seid. Rot ist der heilige Pfeifenton, aus welchem das Kalumet geschnitten wird. Rot ist die Farbe des Lichtes, des Tages und der Flamme, mit welcher das Kalumet in Brand gesteckt wird. Ist sie erloschen, so gilt der Friede, bis das Licht von Neuem erscheint. Wenn das Licht des Tages beginnt, ist die Ruhe vorüber und unser Bund zu Ende. Bis dahin seid ihr unsere Gäste. Dann aber wird Feindschaft sein zwischen uns und euch. Ihr sollt hier sitzen und schlafen, und niemand wird euch berühren. Aber sobald der Tag zu grauen beginnt, sollt ihr davonreiten in der Richtung, aus welcher ihr mit uns gekommen seid. Ihr sollt einen Vorsprung haben von einer Zeit, welche ihr fünf Minuten nennt; dann werden wir euch verfolgen. Ihr sollt bis dahin alles behalten und mitnehmen

dürfen, was euch gehört; dann aber werden wir euch töten und es uns holen. Die beiden aber unter euch, welche Old Death für sich haben will, sollen zwar auch bis dahin unsere Gäste sein, weil sie auch das Kalumet mit uns rauchten; aber sie werden nicht mit euch reiten dürfen, sondern hier bleiben als Gefangene Old Deaths, welcher mit ihnen machen kann, was ihm beliebt. Das ist der Beschluss, den ihr hören sollt. Der >weiße Biber<, der Häuptling der Comanchen, hat gesprochen!«

Er wendete sich ab.

»Was?«, rief Gibson. »Ich soll ein Gefangener dieses alten Mannes sein? Ich werde - -«

»Seid still!«, unterbrach ihn der Offizier. »Es ist an den Anordnungen des Häuptlings nichts mehr zu ändern. Ich kenne die Roten. Übrigens bin ich überzeugt, dass der gegen uns gezielte Schlag auf die Verleumder zurückfallen wird. Noch ist es nicht Morgen. Bis dahin kann sehr viel geschehen. Vielleicht ist die Rache näher, als man

denkt.«

Sie setzten sich wieder nieder, wie sie vorhin gesessen hatten. Die Comanchen aber nahmen ihre Sitze nicht wieder ein, sondern verlöschten ihre Feuer und lagerten sich in einem vierfachen Kreis um die Weißen, sodass diese von allen Seiten eingeschlossen waren. Old Death nahm mich aus diesem Kreise hinaus. Er wollte rekognoszieren gehen.

»Meint Ihr, dass wir Gibson nun sicher haben, Sir?«, fragte ich ihn.

»Wenn nicht et was Unerwartetes geschieht, so kann er uns nicht entgehen«, antwortete er.

»Am allerbesten wäre es wohl, wir bemächtigten uns der beiden sofort?«

»Das ist unmöglich. Die verteufelte Friedenspfeife macht uns zu schaffen. Vor dem Anbruche der Morgenröte werden die Comanchen nicht dulden, dass wir Hand an Gibson legen. Dann aber können wir ihn kochen oder braten, mit oder ohne Gabel verzehren, ganz wie es uns beliebt.«

»Ihr sprach von et·was Unerwartetem.  
Befürchtet ihr so et·was?«  
»Leider! Ich kalkuliere, dass sich die  
Comanchen von den beiden Apachen in eine  
gefährliche Falle haben locken lassen.«  
»So haltet ihr sie in der Tat für Apachen?«  
»Ihr sollt mich aufhängen dürfen, wenn sie  
keine sind. Zunächst kam es mir verdächtig  
vor, als ich hörte, dass zwei Topias vom  
Rio Conchos her gekommen seien. Das darf  
man wohl einem roten Comanchen, nicht  
aber so einem alten Scout weismachen, wie  
ich bin. Als ich sie dann sah, wusste ich  
sofort, dass mein Verdacht mich nicht  
irregeführt habe. Die Topias gehören zu den  
halbzivilisierten Indianern. Sie haben einen  
weichen, verschwommenen Gesichtsausdruck.  
Nun seht Euch dagegen diese scharfen,  
spitzen, kühn geschnittenen Züge der zwei  
Roten an! Und gar dann, als ich sie  
sprechen hörte! Sie verrieten sich sofort  
durch die Aussprache. Und dann, als ich  
dem einen ins Gesicht sagte, dass er ein  
Apache sei, hat mir da nicht sein ganzes

Verhalten recht gegeben?«  
»Könnt Ihr Euch nicht täuschen?«  
»Nein. Er nannte Winnetou den >größten  
Häuptling der Apachen<. Wird ein Feind der  
Apachen sich eines Ausdruckes bedienen,  
welcher eine solche Ehre und Auszeichnung  
enthält? Ich wette mein Leben, dass ich  
mich nicht irre.«  
»Ihr habt allerdings gewichtige Gründe. Aber  
wenn Ihr wirklich recht haben solltet, so  
sind diese Leute geradezu zu bewundern.  
Zwei Apachen, welche sich in eine Schar  
von über fünf·hundert Comanchen wagen,  
das ist mehr als ein Heldenstück!«  
»O, Winnetou kennt seine Leute!«  
»Ihr meint, dass er sie gesandt hat?«  
»Jedenfalls. Wir wissen von Sennor  
Atanasio, wann und wo Winnetou den Rio  
Grande überschwommen hat. Er kann  
unmöglich schon am Rio Conchos sein,  
zumal mit seinen sämtlichen Kriegern. Nein,  
wie ich ihn kenne, so ist er direkt nach der  
Bolson de Mapimi geritten, um seine  
Apachen zu sammeln. Er hat sofort

verschiedene Späher ausgesandt, um die Comanchen aufzusuchen und in die Mapimi zu locken. Während diese ihn am Rio Conchos vermuten und die Dörfer der Apachen für von aller Verteidigung entblößt halten, erwartet er sie hier und wird über sie herfallen, um sie mit einem einzigen Schlage zu vernichten.«

»Alle Wetter! Dann sitzen wir mitten drin; denn die beiden Apachen betrachten uns als ihre Feinde!«

»Nein. Sie wissen, dass ich sie durchschaut habe. Ich brauchte dem >weißen Biber< nur ein einziges Wort zu sagen, so müssten sie eines grässlichen Todes sterben. Dass ich das nicht tue, ist ihnen der sicherste Beweis, dass ich ihnen nicht nur nicht feindlich, sondern sehr freundlich gesinnt bin.«

»So begreife ich nur eins noch nicht, Sir! Ist es nicht Eure Pflicht, die Comanchen zu warnen?«

»Hm! Ihr berührt da einen verheult heiklen Punkt. Die Comanchen sind Verräter und

halten es mit Napoleon. Sie haben die unschuldigen Apachen mitten im Frieden überfallen und elendig hingemordet. Das muss nach göttlichem und menschlichem Rechte bestraft werden. Aber wir haben die Friedenspfeife mit ihnen geraucht und dürfen nicht an ihnen zu Verrätern werden.«

»Da habt Ihr freilich recht. Aber meine ganze Sympathie gehört diesem Winnetou.«

»Die meinige auch. Ich wünsche ihm und den Apachen alles Gute. Wir dürfen seine zwei Leute nicht verraten; aber dann sind die Comanchen verloren, auf deren Seite wir auch stehen müssen. Was ist da zu tun? Ja, wenn wir Gibson und Ohlert hätten, so könnten wir unsers Weges ziehen und die beiden Feinde sich selbst überlassen.«

»Nun, das wird ja morgen früh der Fall sein.«

»Oder auch nicht. Es ist wohl möglich, dass wir morgen Abend grad um diese Stunde in den ewigen Jagdgründen sowohl mit Apachen wie mit Comanchen einige Dutzend Biber fangen oder gar einen alten Büffelstier töten

und verzehren.«

»Ist die Gefahr so nahe?«

»Ich denke es, und dazu habe ich zwei Gründe. Erstens liegen die nächsten Dörfer der Apachen nicht allzu weit von hier, und Winnetou darf doch die Comanchen nicht zu nahe an diese kommen lassen. Und zweitens führte dieser mexikanische Offizier Reden, welche mich irgendeinen Streich für heute vermuten lassen.«

»Sehr wahrscheinlich. Wir können uns auf das Kalumet der Comanchen und auch auf mein Totem verlassen, zumal Winnetou Euch kennt und auch mich bereits gesehen hat. Aber wer zwischen zwei Mühlsteine kommt, selbst wenn er von dem einzelnen Steine nichts zu befürchten hat, der wird eben zermahlen.«

»So gehen wir entweder nicht dazwischen, oder wir sorgen dafür, dass sie nicht anfangen, zu mahlen. Wir rekognoszieren jetzt. Vielleicht ist es trotz der Dunkelheit möglich, irgendetwas zu sehen, was meinen Gedanken eine kleine Erleichterung gibt.

Kommt leise und langsam hinter mir her!

Wenn ich nicht irre, so bin ich schon einmal in diesem Tale gewesen; darum kalkuliere ich, dass ich mich schnell zurechtfinden werde.«

Es zeigte sich so, wie er vermutet hatte. Wir befanden uns in einem kleinen, fast kreisrunden Talkessel, dessen Breite man sehr leicht in fünf Minuten durchlaufen konnte. Er hatte einen Eingang, durch welchen wir gekommen waren, und einen Ausgang, welcher ebenso schmal wie der vorige war. Da hinaus waren die Kundschafter geschickt worden. In der Mitte des Tales befand sich das Comanchenlager. Die Wände des kleinen Kessels bestanden aus Fels, welcher steil anstieg und die Gewähr zu geben schien, dass niemand da weder hinauf- noch herabkömme. Wir waren rundum gegangen und an den Posten vorübergekommen, welche sowohl am Ein- als auch am Ausgange standen. Jetzt näherten wir uns dem Lager wieder.

»Fatal!«, brummte der Alte. »Wir stecken

ganz richtig in der Falle, und es will mir kein Gedanke kommen, wie man sich da losmachen könne. Müssten es machen wie der Fuchs, der sich das Bein wegbeißt, mit dem er in das Eisen getappt ist.«

»Könnten wir den >weißen Biber< nicht so weit bringen, dass er das Lager sofort verlässt, um ein anderes aufzusuchen?«

»Das wäre das Einzige, was wir versuchen könnten. Aber ich glaube nicht, dass er darauf eingeht, ohne dass wir ihm sagen, dass er zwei Apachen bei sich hat. Und das wollen wir absolut vermeiden.«

»Vielleicht seht Ihr zu schwarz, Sir. Vielleicht sind wir hier ganz sicher. Die beiden Punkte, durch welche man herein kann, sind ja mehr als zur Genüge mit Wachen besetzt.«

»Ja, zehn Mann hüben und zehn Mann drüben, das sieht ganz gut aus. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass wir es mit einem Winnetou zu tun haben. Wie der sonst so kluge und vorsichtige >weiße Biber< auf den dummen Gedanken

gekommen ist, sich grad in so einem eingeschlossenen Tale festzusetzen, das ist ein Rätsel. Die beiden Apachenkundschafter müssen ihm ein ganz gewaltiges X für das richtige U aufs Kamisol geschrieben haben. Ich werde mit ihm sprechen. Sollte er bei seiner Meinung bleiben und es passiert etwas, so halten wir uns möglichst neutral. Wir sind Freunde der Comanchen, müssen uns aber auch hüten, einen Apachen zu töten. Na, da haben wir das Lager, und dort steht der Häuptling. Kommt mit hin zu ihm!«

Man erkannte gegen das Feuer hin den >weißen Biber< an seinen Adlerfedern. Als wir zu ihm traten, fragte er:

»Hat mein Bruder sich überzeugt, dass wir uns in Sicherheit befinden?«

»Nein«, antwortete der Alte.

»Was hat er an diesem Ort auszusetzen?«

»Dass er einer Falle gleicht, in der wir alle stecken.«

»Mein Bruder irrt sich sehr. Dieses Tal ist keine Falle, sondern es gleicht ganz genau

einem solchen Orte, den die Bleichgesichter Fort nennen. Es kann kein Feind herein.«

»Ja, zu den Eingängen vielleicht nicht, denn dieselben sind so eng, dass sie durch zehn Krieger leicht verteidigt werden können. Aber können die Apachen nicht an den Höhen herabsteigen?«

»Nein. Sie sind zu steil.«

»Hat mein roter Bruder sich hiervon überzeugt?«

»Sehr genau. Die Söhne der Comanchen sind am hellen Tage hierher gekommen. Sie haben alles untersucht. Sie haben die Probe gemacht, an dem Fels empor zu klettern; es ist ihnen nicht gelungen.«

»Vielleicht ist es leichter, von oben herab als von unten hinauf zu kommen. Ich weiß, dass Winnetou klettern kann wie das wilde Dickhornschaf der Berge.«

»Winnetou ist nicht hier. Die beiden Topias haben es mir gesagt.«

»Vielleicht haben sie sich geirrt; sie haben es vielleicht von jemand erfahren, der es selbst nicht genau wusste.«

»Sie haben es gesagt. Sie sind Feinde Winnetous, und ich glaube ihnen.«

»Aber, wenn es wahr ist, dass Winnetou auf Fort Inge war, so kann er nicht schon hier gewesen sein, seine Krieger gesammelt haben und sich bereits jenseits des Rio Conchos befinden. Mein Bruder möge die kurze Zeit mit dem langen Wege vergleichen.«

Der Häuptling senkte nachdenklich das Haupt. Er schien zu einem Resultate gekommen zu sein, welches mit der Meinung des Scout übereinstimmte, denn er sagte:

»Ja, die Zeit war kurz, und der Weg ist lang. Wir wollen die Topias noch einmal fragen.«

Er ging nach dem Lagerfeuer, und wir folgten ihm. Die Weißen blickten uns finster entgegen. Seitwärts von ihnen saßen Lange, sein Sohn und der Neger Sam. William Ohlert schrieb auf sein Blatt, taub und blind für alles andere. Die vermeintlichen Topias blickten erst auf, als der Häuptling das Wort an sie richtete:



»Wissen meine Brüder ganz genau, dass - -  
-«

Er hielt inne. Von der Höhe des Felsens erklang das ängstliche Kreischen eines kleinen Vogels und gleich darauf der gierige Schrei einer Eule. Der Häuptling lauschte, Old Death auch. Als ob er damit spielen wolle, ergriff Gibson einen neben ihm liegenden Ast und stieß mit demselben in das Feuer, dass es einmal kurz und scharf aufflackerte. Er wollte es zum zweiten Mal tun, wobei die Augen sämtlicher Weißen befriedigt auf ihn gerichtet waren; da aber tat Old Death einen Sprung auf ihn, riss ihm den Ast aus der Hand und rief drohend:

»Das lasst bleiben, Sir! Wir müssen es uns verbiten!«

»Warum?«, fragte Gibson zornig. »Darf man nicht einmal das Feuer schüren?«

»Nein. Wenn da oben die Eule schreit, so antwortet man nicht hier unten mit diesem vorher verabredeten Zeichen.«

»Ein Zeichen? Seid Ihr denn toll?«

»Ja, ich bin so toll, dass ich einem jeden, der es wagt, noch einmal in dieser Weise in das Feuer zu stoßen, sofort eine Kugel durch den Kopf jagen werde!«

»Verdammt! Ihr gebärdet Euch ganz so, als ob Ihr hier der Herr wäret!«

»Der bin ich auch, und Ihr seid mein Gefangener, mit dem ich verteufelt kurzen Prozess machen werde, wenn mir Eure Physiognomie nicht mehr gefällt. Bildet Euch ja nicht ein, dass Old Death sich von Euch täuschen lässt!«

»Das, das muss man sich bieten lassen? Müssen wir das wirklich, Sennores?«

Diese Frage war an die andern gerichtet. Old Death hatte seine beiden Revolver in den Händen, ich ebenso. Im Nu standen die beiden Langes und Sam neben uns, auch mit den Revolvern. Wir hätten auf jeden geschossen, der so unvorsichtig gewesen wäre, nach seiner Waffe zu greifen. Und zum Überflusse rief der Häuptling seinen Leuten zu:

»Legt alle die Pfeile an!«

Im Nu hatten die Comanchen sich erhoben, und Dutzende von Pfeilen waren auf die Weißen gerichtet, welche inmitten der auf sie gerichteten Spitzen saßen.

»Da seht ihr es!«, lachte Old Death. »Noch schützt euch das Kalumet. Man hat euch sogar die Waffen gelassen. Aber sobald ihr nur die Hand nach einem Messer streckt, ist es aus mit dem Schutze, in welchem ihr noch steht.«

Da ertönte das Gekreisch und der Eulenruf abermals, hoch, grad wie vom Himmel herab. Die Hand Gibsons zuckte, als ob er nach dem Feuer greifen wolle; aber er wagte doch nicht, es zu tun. Nun wiederholte der Häuptling seine vorher unterbrochene Frage an die Topias.

»Wissen meine Brüder ganz genau, dass Winnetou sich jenseits des Conchos befindet?«

»Ja, sie wissen es«, antwortete der Ältere.

»Sie mögen sich besinnen, bevor sie mir Antwort geben!«

»Sie irren sich nicht. Sie waren in den

Büschen versteckt, als er vorüberzog, und haben ihn gesehen.«

Und nun fragte der Häuptling noch weiter und der Topia antwortete prompt. Schließlich sagte der >weiße Biber<:

»Deine Erklärung hat den Häuptling der Comanchen befriedigt. Meine weißen Brüder mögen wieder mit mir gehen!«

Diese Aufforderung war an Old Death und an mich gerichtet; aber der Erstere winkte den beiden Langes, mitzukommen. Sie taten es und brachten auch Sam mit.

»Warum ruft mein Bruder auch seine andern Gefährten herbei?«, fragte der Häuptling.

»Weil ich denke, dass ich sie bald brauchen werde. Wir wollen in der Gefahr beisammenstehen.«

»Es gibt keine Gefahr.«

»Du irrst. Hat dich der Ruf der Eule nicht auch aufmerksam gemacht? Ein Mensch stieß ihn aus.«

»Der >weiße Biber< kennt die Stimme aller Vögel und aller Tiere. Er weiß sie zu unterscheiden von den nachgemachten Tönen

aus der Kehle des Menschen. Das war eine wirkliche Eule.«

»Und Old Death weiß, dass Winnetou die Stimmen vieler Tiere so getreu und genau nachahmt, dass man sie von den wirklichen nicht zu unterscheiden vermag. Ich bitte dich, vorsichtig zu sein! Warum schlug dieses Bleichgesicht in das Feuer? Es war ein verabredetes Zeichen, welches zu geben er beauftragt war.«

»So müsste er es mit den Apachen verabredet haben, und er kann doch mit ihnen nicht zusammengetroffen sein!«

»So hat es ein anderer mit ihnen verabredet, und dieses Bleichgesicht hat den Auftrag erhalten, das Zeichen zu geben, damit der eigentliche Verräter sich durch dasselbe nicht vor euch bloßstelle.«

»Meinst du, dass wir Verräter unter uns haben? Ich glaube es nicht. Und selbst wenn dies der Fall wäre, so brauchten wir die Apachen nicht zu fürchten, denn sie können nicht an den ausgestellten Posten vorüber und auch nicht zu den Felsen

herab.«

»Vielleicht doch. Mit Hilfe der Lassos können sie sich von Punkt zu Punkt herablassen, denn es ist - - - horch!« Der Eulenruf erscholl abermals, und zwar nicht von der Höhe aus, sondern von weiter unten.

»Es ist der Vogel wieder«, meinte der Comanche ohne alle Beunruhigung. »Deine Sorge ist sehr überflüssig.«

»Nein. Alle Teufel! Die Apachen sind da, mitten im Tale. Hörst du?«

Von dem Ausgange des Tales her erscholl ein lauter, schriller, erschütternder Schrei, ein Todesschrei. Und gleich darauf erzitterte die stille Luft von dem vielstimmigen Kriegsgeheul der Apachen. Wer dasselbe auch nur ein einziges Mal vernommen hat, der kann es nie, nie wieder vergessen.

Kaum war dieses Geschrei erschollen, so sprangen alle Weißen am Feuer auf.

»Dort stehen die Hunde«, rief der Offizier, indem er auf uns deutete. »Drauf auf sie!«

»Ja drauf!«, kreischte Gibson. »Schlagt sie

tot!«

Wir standen im Dunkeln, sodass sie ein sehr unsicheres Zielen hatten. Darum zogen sie es vor, nicht zu schießen, sondern sich mit hochgeschwungenen Gewehren auf uns zu werfen. Jedenfalls war dies vorher verabredet, denn ihre Bewegungen waren so schnell und sicher, dass sie nicht die Folge einer augenblicklichen Eingebung sein konnten. Wir standen höchstens dreißig Schritte von ihnen entfernt. Aber dieser zu durcheilende Raum gab Old Death Zeit zu der Bemerkung:

»Nun, habe ich nicht recht? Schnell in die Höhe mit den Gewehren! Wollen sie gehörig empfangen.«

Sechs Gewehre richteten sich auf die gegen uns Anstürmenden, denn auch der Häuptling hielt das seinige in der Hand. Unsere Schüsse krachten - zweimal aus den Doppelbüchsen. Ich hatte keine Zeit, zu zählen, wie viele getroffen niederstürzten. Auch die Comanchen waren aufgesprungen und hatten ihre Pfeile den Kerls von der

Seite zu und in den Rücken geschickt. Ich sah nur noch, dass Gibson trotz seines auffordernden Rufes nicht mit auf uns eingedrungen war. Er stand noch am Feuer, hatte Ohlerts Arm ergriffen und bemühte sich, ihn vom Boden empor zu zerrren. Mein Auge konnte diese beiden nur für einen Augenblick erfassen. Weitere Beobachtungen waren unmöglich, denn das Geheul war schnell näher gekommen, und jetzt drangen die Apachen auf die Comanchen ein. Da der Schein des Feuers nicht weit genug reichte, so konnten die Ersteren nicht sehen, wie viele Feinde sie vor sich hatten. Die Letzteren standen noch immer im Kreise, doch wurde dieser augenblicklich durchbrochen und durch den Anprall auf der einen Seite aufgerollt. Schüsse krachten, Lanzen sausten, Pfeile schwirrten, Messer blinkten. Dazu das Geheul der beiden gegnerischen Scharen und der Anblick des Chaos dunkler, miteinander ringender Gestalten, welche das Aussehen wütender Teufel hatten! Allen Apachen voran war

einer mit gewaltigem Stoße durch die Linie der Comanchen gedrungen. Er hatte in der Linken den Revolver und in der Rechten den hoch erhobenen Tomahawk. Während jede Kugel aus dem Ersteren mit Sicherheit einen Comanchen niederstreckte, sauste das Schlachtbeil wie ein Blitz von Kopf zu Kopf. Er trug keine Auszeichnung auf dem Kopfe, auch war sein Gesicht nicht bemalt. Wir sahen dasselbe mit größter Deutlichkeit. Aber auch wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so hätte die Art und Weise, in welcher er kämpfte, und der Umstand, dass er einen Revolver hatte, uns erraten lassen, wer er sei. Der >weiße Biber< erkannte ihn ebenso schnell wie wir.

»Winnetou!«, rief er. »Endlich habe ich ihn! Ich nehme ihn auf mich.«

Er sprang von uns fort und in das Kampfgewühl hinein. Die Gruppen schlossen sich so dicht hinter ihm, dass wir ihm nicht mit den Augen folgen konnten.

»Was tun wir?«, fragte ich Old Death. »Die Apachen sind in der Minderzahl, und wenn

sie sich nicht schnell zurückziehen, werden sie aufgerieben. Wir müssen sie warnen; ich muss hin, um Winnetou herauszuhauen!« Ich wollte fort; der Alte aber ergriff mich beim Arme, hielt mich zurück und sagte: »Macht keine Dummheit! Wir dürfen nicht verräterisch gegen die Comanchen handeln, denn wir haben das Kalumet mit ihnen geraucht. Übrigens braucht Winnetou Eure Hilfe nicht; er ist selber klug genug. Ihr hört es ja.«

Ich hörte allerdings die Stimme meines roten Freundes; er rief:

»Wir sind betrogen worden. Weicht schnell zurück! Fort, fort!«

Das Feuer war während des kurzen aber sehr energischen Kampfes fast ausgetreten worden; aber es erleuchtete die Umgegend doch immer noch so, dass ich sehen konnte, was geschah. Die Apachen zogen sich zurück. Winnetou hatte eingesehen, dass eine viel zu große Übermacht gegen ihn stand. Ich wunderte mich außerordentlich darüber, dass er, ganz gegen seine sonstige

Art und Weise, nicht vorher rekognosziert hatte, um die Feinde zu zählen; der Grund wurde mir aber bald darauf bekannt.

Die Comanchen wollten nachdrängen, wurden aber durch die Kugeln der Apachen daran verhindert. Besonders fleißig hörte ich dabei den Knall von Winnetous Silberbüchse, welche er von seinem Vater geerbt hatte. Der >weiße Biber< ließ das Feuer wieder nähren, sodass es heller wurde, kam zu uns und sagte:

»Die Apachen sind uns entkommen; aber morgen mit dem Frühesten werde ich sie verfolgen und vernichten.«

»Meinst du, dass dir das wirklich gelingen werde?«, fragte Old Death.

»Ganz gewiss! Denkt mein Bruder etwa anders als ich? So irrt er sich.«

»Hast du nicht, als ich dich vorhin warnte, auch gesagt, dass ich mich irre? Ich habe dieses Tal eine Falle genannt. Vielleicht wird es dir unmöglich, sie zu verlassen.«

»Lass nur den Tag erscheinen, dann sehen wir die Feinde, die wenigen, welche übrig

geblieben sind, und werden sie schnell erlegen. Jetzt sind sie durch die Dunkelheit geschützt.«

»So ist es doch unnötig, auf sie zu schießen! Wenn ihr eure Pfeile verschossen habt, so gibt euch dieses Tal zwar Holz genug, neue zu fertigen; aber habt ihr auch Eisenspitzen dazu? Vergeudet eure Verteidigungsmittel nicht! Und wie sieht es mit den zehn Kriegern der Comanchen aus, welche den Eingang des Tales bewachten? Befinden sie sich noch dort?«

»Nein; sie sind hier. Der Kampf hat sie herbeigelockt.«

»So sende sie unverzüglich wieder hin, damit dir wenigstens der Rückzug offen bleibt!«

»Die Sorge meines Bruders ist ganz überflüssig. Die Apachen sind durch den Ausgang geflohen. Zum Eingange aber kann keiner gelangen.«

»Und doch rate ich dir, es zu tun. Die zehn Mann können dir hier nichts nützen; dort sind sie nötiger als hier.«

Der Häuptling folgte dieser Aufforderung, freilich mehr aus Achtung für Old Death als aus Überzeugung, dass diese Maßregel eine notwendige sei. Bald stellte es sich heraus, wie recht der Alte gehabt habe; denn als die zehn den betreffenden Befehl erhalten hatten und fort waren, ertönten vom Eingang des Tales her zwei Büchschüsse, welchen ein wildes Geheul antwortete. Einige Minuten später kehrten zwei von den zehn zurück, um zu melden, dass sie mit zwei Kugeln und vielen Pfeilen empfangen worden seien; sie beide seien die einzigen übriggebliebenen.

»Nun, habe ich mich abermals geirrt?«, fragte der Scout. »Die Falle ist hinten und vorn geschlossen, und wir stecken drin.« Der >weiße Biber< fand keine Erklärung. Er fragte im betroffenen Tone:  
»Uff! Was soll ich tun?«  
»Verschwende nicht die Kräfte und die Waffen deiner Leute! Stelle je zwanzig oder dreißig Mann gegen den Aus- und Eingang des Tales, um diese beiden Punkte

bewachen zu lassen. Die übrigen Leute mögen sich zurückziehen, um zu ruhen, damit sie früh gute Kräfte haben. Das ist das Einzige und wohl auch das Beste, was man dir raten kann.«

Dieses Mal befolgte der Häuptling den Rat sofort. Dann zählten wir die Gefallenen, und da dachte ich erst wieder an die Weißen. Nur die Toten lagen da; die übrigen waren fort. Es fehlten mit Gibson und William Ohlert grad zehn Mann.

»Das ist schlimm!«, rief ich aus. »Die Kerle haben sich zu den Apachen in Sicherheit gebracht.«

»Ja, und dort sind sie natürlich gut aufgenommen worden, da sie es mit den beiden Kundschaftern, den vermeintlichen Topias, gehalten haben.«

»So ist uns Gibson abermals verloren!«

»Nein. Wir haben das Totem des >guten Mannes<; die Apachen kennen mich; also versteht es sich ganz von selbst, dass wir von ihnen als Freunde aufgenommen werden. Dann werde ich es schon so weit bringen,



dass Gibson und Ohlert uns ausgeliefert werden. Wir verlieren einen Tag, das ist alles.«

»Aber wenn nun die beiden sich auf und davon machen?«

»Das glaube ich nicht. Sie müssten quer durch die Mapimi, und das können sie nicht wagen... Aber, was ist denn das?«

Ein Haufe der Comanchen stand beisammen. Aus der Mitte desselben erklang ein markerschütterndes Stöhnen und Wimmern. Wir gingen hinzu und sahen einen Weißen, welcher nicht tot, sondern wieder zu sich gekommen war. Er hatte einen Lanzenstich durch den Unterleib erhalten, von hinten her, also von einem Comanchen, als die Weißen auf uns eindrangen.

Old Death kniete zu ihm nieder und untersuchte seine Wunde.

»Mann«, sagte er, »Ihr habt vielleicht noch zehn Minuten zu leben. Macht Euer Herz leicht, und geht mit keiner Lüge in die Ewigkeit. Ihr habt es mit den Apachen gehalten?«

»Ja«, antwortete der Gefragte wimmernd.

»Ihr wusstet, dass wir in dieser Nacht überfallen werden sollten?«

»Ja. Die beiden Topias hatten die Comanchen zu diesem Zwecke hierher geführt.«

»Und Gibson sollte das Zeichen mit dem Feuer geben?«

»Ja, Sir. Eigentlich musste er so oft in das Feuer schlagen, als es hundert Comanchen waren. Dann hätte Winnetou sie nicht heute, sondern erst morgen an einem andern Orte angegriffen, weil er heute nur hundert Mann bei sich hatte. Morgen aber stoßen die Übrigen zu ihm.«

»Dachte es mir. Dass ich Gibson verhindert habe, noch viermal in das Feuer zu stöbern, hat die Apachen veranlasst, uns jetzt schon zu überfallen. Nun aber haben sie die Ausgänge besetzt. Wir können nicht fort, und morgen wird sich dieses Tal zu einem offenen Grabe gestalten, in welchem wir langsam abgeschlachtet werden.«

»Wir werden uns wehren!«, knirschte der

Häuptling, welcher dabei stand, grimmig.  
»Dieser Verräter hier aber soll als räudiger Hund in die Jagdgründe gehen, um dort von den Wölfen gejagt zu werden, dass ihm der Geifer in Ewigkeit von der Zunge trieft.«  
Er zog sein Messer und stieß es dem Verwundeten ins Herz.  
»Torheit!«, rief Old Death zornig. »Du brauchtest an ihm nicht zum Mörder zu werden.«  
»Ich habe ihn getötet, und nun ist seine Seele die Sklavin der meinigen. Wir aber wollen jetzt Kriegsrat halten. Die Krieger der Comanchen haben nicht Lust, zu warten, bis die Hunde der Apachen in Menge herbeigekommen sind. Wir können noch heute in der Nacht durch den Ausgang dringen.«  
Er setzte sich mit seinen Unteranführern an dem Feuer nieder. Old Death musste auch teilnehmen. Ich saß mit Lange, dessen Sohn und dem Neger so weit vom Feuer entfernt, dass ich nichts hören konnte, da die Verhandlung in unterdrücktem Tone geführt wurde. Doch ersah ich aus den Zügen und

lebhaften Handbewegungen des Scout, dass dieser nicht der Meinung der Indianer war. Er schien die seinige lebhaft zu verteidigen, doch ohne Erfolg. Endlich sprang er zornig auf, und ich hörte ihn sagen:  
»Nun, so rennt in euer Verderben! Ich habe euch bereits wiederholt gewarnt, ohne gehört zu werden. Ich habe stets recht gehabt und werde es auch dieses Mal haben. Macht, was ihr wollt. Ich aber und meine Gefährten, wir bleiben hier zurück.«  
»Bist du zu feig, mit uns zu kämpfen?«, fragte einer der Unteranführer.  
Old Death machte eine heftige Bewegung gegen ihn und wollte ihm eine strenge Antwort geben, besann sich aber und sagte ruhig:  
»Mein Bruder muss erst seinen Mut beweisen, bevor er mich nach dem meinigen fragen darf. Ich heiße Old Death, und das ist genug gesagt.«  
Er kam zu uns und setzte sich da nieder, während die Roten noch eine Weile fortberieten. Endlich waren sie zu einem

Entschlusse gekommen und standen von ihren Sitzen auf. Da ertönte von jen-seits der das Lager-feuer rund umgebenden Comanchen eine laute Stimme:  
»Der >weiße Biber< mag hierher sehen. Meine Büchse ist sehr hungrig auf ihn.«  
Aller Augen wendeten sich nach der Stelle, von welcher aus die Worte ertönten. Dort stand Winnetou, hoch aufgerichtet mit angeschlagenem Gewehre. Die beiden Läufe desselben blitzten nacheinander auf. Der >weiße Biber< stürzte getroffen nieder und neben ihm einer der Unterhäuptlinge:  
»So werden sterben alle Lügner und Verräter!«, erklang es noch. Dann war der Apache verschwunden. Das war so schnell geschehen, dass die Comanchen gar nicht auf den Gedanken gekommen waren, oder viel-mehr gar nicht Zeit gefunden hatten, aufzuspringen. Nun aber fuhren sie alle empor und stürzten nach der Gegend, in welcher er verschwunden war. Nur wir vier blieben zurück. Old Death trat zu den beiden Häuptlingen. Sie waren tot.

»Welch ein Wagnis!«, rief Lange. »Dieser Winnetou ist ein wahrer Teufel!«  
»Pah!«, lachte Old Death. »Das Richtige kommt noch. Passt einmal auf!«  
Kaum hatte er die Worte gesagt, so hörten wir ein durchdringendes Geheul.  
»Da habt Ihr es!«, meinte er. »Er hat nicht nur die beiden Häuptlinge für ihre Verrätereie bestraft, sondern auch die Comanchen fortgelockt in den Bereich der Seinigen. Die Pfeile der Apachen werden ihre Opfer fordern. Horcht!«  
Der scharfe, dünne Knall eines Revolvers war zu hören, drei-, fünf-, achtmal hintereinander.  
»Das ist Winnetou«, meinte Old Death. »Er bedient sich seiner Revolver. Ich glaube, der Kerl steckt mitten unter den Comanchen, ohne dass sie ihm et-was anhaben können!«  
Dem alten West-manne waren solche Ereignisse et-was ziemlich Gewöhnliches. Sein Gesicht war so ruhig, als ob er im Theater den Verlauf eines Stückes verfolge, dessen Aufbau und Schluss ihm schon

bekannt war. Die Comanchen kehrten zurück, da es ihnen nicht gelungen war, Winnetou zu treffen; anstatt dessen aber brachten sie mehrere der Ihrigen getragen, welche tot oder verwundet waren. Zivilisierte Leute hätten sich dabei sowohl aus Teilnahme, als auch aus Klugheit ruhig verhalten. Die Roten aber heulten und brüllten, als ob sie gepfählt werden sollten, und tanzten mit um die Köpfe geschwungenen Kriegsbeilen um die Leichen.

»Ich würde das Feuer auslöschen lassen, und mich an Stelle dieser Kerle sehr ruhig verhalten«, sagte Old Death. »Sie heulen ihren eigenen Todesgesang.«

»Was ist denn eigentlich im Kriegsrat beschlossen worden?«, fragte Lange.

»Sich nach Westen durchzuschlagen und zwar sofort.«

»Welche Dummheit! Da gehen sie ja den Apachen, welche hier eintreffen sollen, grad entgegen.«

»Das wohl nicht, Master, denn es wird ihnen nicht gelingen, durchzukommen. Allerdings,

wenn es ihnen glückte, so hätten sie Winnetou hinter sich und die von ihm erwarteten Hilfstruppen vor sich; sie befänden sich also in der Mitte und würden aufgerieben. Aber sie glauben die Apachen in der Minderzahl und sind gewiss, dieselben vernichten zu können. Übrigens wissen sie, dass der Sohn des >weißen Bibers< mit seiner Schar, welche wir getroffen haben, nachkommen wird; das verdoppelt ihre Zuversicht. Nun werden sie erst recht vor Begierde brennen, den Tod der beiden Häuptlinge zu rächen. Aber die Comanchen sollten den Anbruch des Tages erwarten und dann nach der andern Seite durchbrechen, rückwärts, woher wir gekommen sind. Am Tage sieht man den Feind und die Hindernisse, welche derselbe einem bereitet. Aber meine Ansicht drang nicht durch. Uns freilich kann es gleichgültig sein, was sie tun. Wir machen nicht mit.«

»Das werden uns die Comanchen übelnehmen.«

»Habe nichts dagegen. Old Death hat gar

keine Lust, sich nutzlos den Kopf einzurennen. Horcht! Was war das?«  
Die Comanchen heulten noch immer, sodass sich nicht bestimmen ließ, welcher Art das Geräusch gewesen war, welches wir soeben gehört hatten.  
»Diese Toren!«, zürnte Old Death. »Winnetou ist ganz der Mann, den unzeitigen Lärm, den sie da vollführen, sich zunutze zu machen. Vielleicht legt er Bäume nieder, um den Ausgang zu verschließen, denn es klang ganz wie das Krachen und Prasseln eines fallenden Baumes. Ich möchte darauf schwören, dass keiner von den Comanchen entkommen wird. Eine schreckliche, aber gerechte Strafe dafür, dass sie mitten im Frieden ahnungslose Indianerortschaften überfallen und sogar die Abgesandten ermordet haben. Wenn es Winnetou gelingt, die Ausgänge zu verschließen, so kann er seine Leute zurückziehen, hier im Tale zusammennehmen und die Unvorsichtigen von hinten angreifen. Ich traue ihm das zu.«  
Endlich war die vorläufige Totenklage zu

Ende, und die Comanchen verhielten sich still, traten zusammen und erhielten die Weisungen des Unteranführers, welcher nunmehr den Befehl übernahm.  
»Sie scheinen jetzt aufbrechen zu wollen«, sagte Old Death. »Wir müssen zu unsern Pferden, damit sie sich nicht etwa an denselben vergreifen. Master Lange, geht mit Eurem Sohne und Sam hin, um sie zu holen. Wir beide bleiben hier, denn ich vermute, dass der Häuptling uns noch eine kleine Rede halten wird.«  
Er hatte recht. Als die drei fort waren, kam der jetzige Anführer langsamen Schrittes auf uns zu und sagte:  
»Die Bleichgesichter sitzen ruhig an der Erde, während die Comanchen sich zu ihren Pferden begeben. Warum stehen sie nicht auch auf?«  
»Weil wir noch nicht erfahren haben, was von den Comanchen beschlossen worden ist.«  
»Wir werden das Tal verlassen.«  
»Aber es wird euch nicht gelingen

hinauszu**kommen**.«

»Old Death **ist wie** eine **Kräh**e, deren **Stimme stets hässlich klingt**. Die Comanchen **werden alles niederreiten, was sich ihnen in den Weg stellt**.«

»Sie **werden nichts und niemand** niederreiten als **sich selbst**. Wir aber **bleiben hier**.«

»Ist Old Death **nicht unser Freund**? **Hat er nicht** die **Pfeife des Friedens mit uns** geraucht? **Ist er nicht** verpflichtet, mit **uns** zu **kämpfen**? Die **Bleichgesichter sind tapfere und kühne Krieger**. Sie **werden uns** begleiten und **sich an unsere Spitze stellen**.«

Da **stand** Old Death auf, **trat ganz nahe** an den Comanchen **heran**, **lachte ihm** in das **Gesicht** und **antwortete**:

»**Mein Bruder hat** einen **schlau**en **Gedanken**. Die **Bleichgesichter sollen** **voranreiten**, um den **Roten den Weg** zu **öffnen** und dabei **unterzugehen**. **Wir sind** **Freunde** der Comanchen, aber **wir haben nicht ihren Häuptlingen** zu **geh**orchen. **Wir sind** **zufällig** auf **sie getroffen**, aber **wir haben uns nicht verpflichtet**, an **ihrem Kriegszuge**

**teilzunehmen**. **Wir sind** **mutig** und **tapfer**; mit **diesen Worten hat mein Bruder** die **Wahrheit** gesagt. **Wir helfen unsern Freunden** bei **jedem Kampfe**, **welcher mit Sinn** und **Überlegung geführt wird**; aber **wir nehmen nicht teil** an **Plänen**, von **denen wir schon** vorher **wissen**, dass **sie misslingen werden**.«

»So **werden** die **Weiß**en **nicht** mitreiten? **Ich hatte sie** für **kühne Leute gehalten**!«

»**Wir sind es**. Aber **wir sind auch** **vorsichtig**. **Wir sind** die **Gäste** der Comanchen. **Wann ist** bei **ihnen** die **Sitte aufgekommen**, **ihre Gäste**, die **sie doch beschützen sollten**, **grad an die Spitze** zu **stellen**, **wo der Tod** unvermeidlich **ist**? **Mein Bruder ist** **schlau**, aber **wir sind nicht dumm**. **Auch mein Bruder ist** ein **sehr tapferer Krieger**, und darum **bin ich** **überzeugt**, dass **er seinen Leuten** **voranreiten wird**, **denn das ist** die **Stelle**, **wohin er gehört**.«

Der **Rote wurde** verlegen. **Seine Absicht, uns** zu **opfern**, um **sich** zu **retten**, **war sehr** unverfroren. Als **er sah**, dass **er bei uns** **nicht durchkam**, **wurde er nicht nur** verlegen,

sondern auch zornig. Sein bisher ruhiger Ton wurde strenger, als er sich erkundigte: »Was werden die Bleichgesichter tun, wenn die Comanchen fort sind? Werden sie sich etwa den Apachen anschließen?«

»Wie wäre das möglich, da mein Bruder die Apachen doch vernichten will! Es sind dann also gar keine vorhanden, denen wir uns anschließen könnten.«

»Aber es werden welche nachkommen. Wir dürfen nicht dulden, dass die Bleichgesichter hier zurückbleiben. Sie müssen mit uns fort.«

»Ich habe bereits gesagt, dass wir bleiben.«

»Wenn die Weißen nicht mit uns gehen, müssen wir sie als unsere Feinde betrachten.«

»Und wenn die Roten uns als solche ansehen, werden wir sie auch als Feinde behandeln.«

»Wir werden ihnen ihre Pferde nicht geben.«

»Und wir haben sie uns bereits genommen. Da werden sie uns eben gebracht.«

In der Tat kamen unsere Freunde gerade

mit unsern Pferden heran. Der Häuptling zog die Brauen finster zusammen und sagte: »So haben die Weißen also bereits ihre Vorkehrungen getroffen. Ich sehe, dass sie uns feindlich gesinnt sind, und werde sie von meinen Kriegern gefangen nehmen lassen.«

Der Scout ließ ein kurzes, unheimlich klingendes Lachen hören und antwortete: »Der Häuptling der Comanchen täuscht sich sehr in uns. Ich habe dem >weißen Biber< bereits gesagt, dass wir hierbleiben werden. Wenn wir diesen Entschluss nun ausführen, so enthält er nur das, was ich gesagt habe, aber nicht die mindeste Feindseligkeit gegen die Comanchen. Es ist also gar kein Grund vorhanden, uns gefangen zu nehmen.«

»Wir werden es aber dennoch tun, wenn die Weißen mir nicht sofort versprechen, mit uns zu reiten und sich an unsere Spitze zu stellen.«

Der Blick Old Deaths schweifte forschend umher. Über sein Gesicht glitt jenes Grinsen, welches bei ihm stets anzeigte,



dass er im Begriffe stehe, jemandem eine Schlappe beizubringen. Wir drei standen am Feuer. Wenige Schritte von uns hielten die andern mit den Pferden. Kein einziger Comanche befand sich mehr in der Nähe. Sie waren alle zu ihren Pferden gegangen. Old Death sagte in deutscher Sprache, sodass der Comanche seine Worte nicht verstehen konnte:

»Wenn ich ihn niederschlage, dann schnell auf die Pferde und mir nach, dem Eingange des Tales zu, denn die Comanchen befinden sich auf der andern Seite.«

»Mein Bruder mag nicht diese Sprache reden. Ich will wissen, was er seinen Gefährten zu sagen hat.«

»Das soll der Häuptling sofort erfahren. Ihr habt heute wiederholt meinen Rat missachtet und seid durch den darauf folgenden Schaden selbst jetzt noch nicht klug geworden. Ihr geht dem sicheren Tode entgegen und wollt uns zwingen, euch und uns selbst hineinzuführen. Ihr kennt, wie es scheint, Old Death noch immer nicht. Meinst

du, ich ließe mich zwingen, etwas zu tun, was ich zu unterlassen beschlossen habe? Ich sage dir, dass ich mich weder vor dir noch all deinen Comanchen fürchte. Du willst uns gefangen nehmen? Merkst du denn nicht, dass du dich in meiner Hand befindest. Sieh diese Waffe! Nur die kleinste Bewegung, so schieße ich dich nieder!« Er hielt ihm den Revolver entgegen. Der Indianer wollte nach seinem Messer greifen; aber sofort saß ihm Old Deaths Waffe auf der Brust.

»Die Hand weg!«, donnerte ihn der Alte an. Jener ließ die Hand sinken.

»So! Ich mache keinen Spaß mit dir. Du zeigst dich als Feind von uns, und so gebe ich dir die Kugel, wenn du mir nicht augenblicklich gehorchst!«

Die bemalten Züge des Roten kamen in Bewegung. Er blickte sich forschend um, aber Old Death bemerkte:

»Suche nicht Hilfe von deinen Leuten! Selbst wenn sie sich hier befänden, würde ich dich niederschießen. Deine Gedanken sind so



schwach, wie diejenigen eines alten Weibes, dessen Gehirn vertrocknet ist. Du bist von Feinden eingeschlossen, denen ihr unterliegen müsst, und doch schaffst du dir in uns weitere Feinde, welche noch mehr zu fürchten sind, als die Apachen. Wie wir bewaffnet hier stehen, schießen wir hundert von euch nieder, bevor ein Pfeil von euch uns erreichen kann. Willst du deine Leute mit aller Gewalt in den Tod führen, so tue es. Für uns aber gelten deine Befehle nicht.«

Der Indianer stand eine kurze Weile schweigend. Dann sagte er:

»Mein Bruder muss bedenken, dass meine Worte nicht so gemeint waren!«

»Ich nehme deine Worte, wie sie klingen. Was du mit denselben meinst, das geht mich nichts an.«

»Nimm deine Waffe weg, und wir wollen Freunde bleiben!«

»Ja, das können wir. Aber bevor ich die Waffe von deiner Brust nehme, muss ich Sicherheit haben, dass es mit deiner

Freundschaft ehrlich gemeint ist.«

»Ich habe es gesagt, und mein Wort gilt.«

»Und soeben noch sprachst du davon, dass du deine Worte anders meinst, als sie klingen. Man kann sich also auf deine Rede und dein Versprechen nicht verlassen.«

»Wenn du mir nicht glaubst, so kann ich dir keine weitere Sicherheit geben.«

»O doch. Ich verlange von dir, dass du mir deine Friedenspfeife gibst und - - -«

»Uff!«, rief der Indianer, ihn erschrocken unterbrechend. »Das Kalumet gibt man nicht weg.«

»Ich bin damit aber noch gar nicht zufrieden. Ich verlange nicht nur dein Kalumet, sondern auch deine Medizin.«

»Uff, uff, uff! Das ist unmöglich!«

»Du sollst mir beides nicht für immer geben, nicht schenken. In dem Augenblicke, in welchem wir uns friedlich trennen, erhältst du es wieder.«

»Kein Krieger gibt seinen Medizinbeutel aus der Hand!«

»Und doch verlange ich ihn. Ich kenne eure

Sitte. Habe ich dein Kalumet und deine Medizin, so bin ich du selbst und jede Feindseligkeit gegen uns würde dich um die Freuden der ewigen Jagdgründe bringen.«

»Und ich gebe sie nicht her!«

»Nun, so sind wir also fertig. Ich werde dir jetzt die Kugel geben und dir dann auch deinen Skalp nehmen, sodass du nach deinem Tode mein Hund und Sklave wirst. Ich werde meine linke Hand drei-mal erheben. Beim dritten Mal schieße ich, wenn du mir nicht gehorchst.«

Er erhob die Hand zum ersten und zum zweiten Mal, während er mit der Rechten den Revolver noch immer auf das Herz des Roten gerichtet hielt. Schon war die dritte Handbewegung halb vollendet, da sagte der Indianer:

»Warte! Wirst du mir beides wiedergeben?«

»Ja.«

»So sollst du es haben. Ich werde - -«

Er erhob die Hände, wie um nach dem Medizinbeutel und der Pfeife, welche beide er um den Hals hängen hatte, zu greifen.

»Halt!«, fiel Old Death ihm in die Rede.

»Nieder mit den Händen, sonst schieße ich! Ich traue dir erst dann, wenn ich diese beiden Gegenstände wirklich besitze. Mein Gefährte mag sie dir von dem Halse nehmen, um sie mir an den meinigen zu hängen.«

Der Comanche ließ die Hände wieder sinken. Ich nahm ihm die Sachen ab und hing sie Old Death um, worauf dieser den ausgestreckten Arm mit dem Revolver zurückzog.

»So!«, sagte er. »Jetzt sind wir wieder Freunde, und mein Bruder mag nun tun, was ihm beliebt. Wir werden hier zurückbleiben, um abzuwarten, wie der Kampf ausfällt!«

Der Häuptling hatte wohl noch nie eine solche Wut wie jetzt gefühlt. Seine Hand fuhr nach dem Messer, aber er wagte doch nicht, dasselbe herauszuziehen. Doch tat er wenigstens das eine, in zischendem Tone hervorzustoßen:

»Die Bleichgesichter sind jetzt sicher, dass

ihnen nichts geschieht, aber sobald sie mir das Kalumet und die Medizin zurückgegeben haben, wird Feindschaft zwischen ihnen und uns sein, bis sie am Marterpfahle gestorben sind!«

Er wendete sich um und eilte von dannen. »Wir sind jetzt so sicher wie in Abrahams Schoß«, sagte der Scout, »trotzdem aber wollen wir keine Vorsichtsmaßregel unterlassen. Wir bleiben nicht hier beim Feuer, sondern ziehen uns nach dem Hintergrunde des Tales zurück und warten da ganz ruhig ab, was nun geschehen wird. Kommt, Mesch'schurs, nehmt die Pferde mit!«

Jeder nahm sein Pferd am Zügel. So begaben wir uns in die bezeichnete Gegend, wo wir die Pferde anpflockten und uns am Fuße der Talwand unter den Bäumen niederließen. Das Feuer leuchtete vom verlassenen Lagerplatze her. Rundum herrschte tiefe Stille.

»Warten wir die Sache ab«, sagte der Scout. »Ich vermute, dass der Tanz sehr

bald beginnen wird. Die Comanchen werden unter einem satanischen Geheul losbrechen, aber mancher von ihnen wird seine Stimme zum letzten Mal erhoben haben. Da - da habt ihr es ja schon!«

Das Geheul, von welchem er gesprochen hatte, erhob sich jetzt, als ob eine Herde wilder Tiere losgelassen worden sei.

»Horcht! Hört ihr einen Apachen antworten?«, fragte der Alte. »Gewiss nicht. Die sind klug und machen ihre Arbeit in aller Stille ab.«

Die Felswände gaben das Kriegsgeschrei in vervielfachter Stärke zurück, ebenso wiederholte das Echo die beiden Schüsse, welche jetzt fielen.

»Das ist wieder Winnetous Silberbüchse«, sagte der Scout, »ein sicheres Zeichen, dass die Comanchen angehalten werden.« Wenn abgeschossene Pfeile und geworfene Lanzen einen Schall oder Knall verursachten, so wäre das Tal ganz gewiss jetzt von einem wilden Getöse erfüllt gewesen. So hörten wir nur die Stimmen der Comanchen

und die fortgesetzten Schüsse Winnetous. Das dauerte wohl gegen zwei Minuten. Dann aber erklang ein mark- und beindurchdringendes >lwiwiwiwiwi< zu uns herüber.

»Das Apachen sein!«, jubelte Sam. »Haben gesiegt und Comanchen zurückgeschlagen.« Jedenfalls hatte er recht; denn als dieses Siegesgeheul verklungen war, trat tiefe Stille ein, und zu gleicher Zeit sahen wir am Feuer die Gestalten von Reitern erscheinen, zu denen sich mehrere und immer mehrere gesellten. Es waren die Comanchen. Der Durchbruch war nicht gelungen. Für einige Zeit herrschte beim Feuer eine außerordentliche Verwirrung. Wir sahen, wie Menschen herbeigetragen wurden, welche tot oder verwundet waren, und das bereits erwähnte Klagegeheul hob jetzt von Neuem an. Old Death rückte in größtem Ärger auf seinem Platze hin und her und schimpfte in allen Tonarten über die Unvernunft der Comanchen. Nur eins erwähnte er beifällig, nämlich, dass sie eine Schar von Posten in

der Richtung der beiden Ausgänge fort-schickten, denn das war eine ganz nötige Vorsichtsmaßregel. Als nach langer Zeit die Totenklagen verstummt waren, schienen die Comanchen sich zu einer Beratung niedergesetzt zu haben. Von da an verging wohl eine halbe Stunde; dann sahen wir mehrere der Krieger sich von dem Lager entfernen und in der Richtung nach der hintern Seite des Tales zerstreuen, wo wir uns befanden.

»Jetzt werden wir gesucht«, sagte Old Death. »Sie haben wohl eingesehen, welche Dummheiten sie begangen haben, und werden nicht zu stolz sein, auf unsern Rat zu hören.«

Einer der ausgesandten Boten kam in unsere Nähe. Old Death hustete leise. Der Mann hörte es und kam herbei.

»Sind die Bleichgesichter hier?«, fragte er.

»Sie sollen an das Feuer kommen.«

»Wer sendet dich?«

»Der Häuptling.«

»Was sollen wir dort?«

»Eine Beratung soll abgehalten werden, an welcher die Bleichgesichter dieses Mal teilnehmen dürfen.«

»Dürfen? Wie gütig von euch! Sind wir es endlich einmal wert, von den klugen Kriegern der Comanchen angehört zu werden? Wir liegen hier, um zu ruhen. Wir wollen schlafen. Sage das dem Häuptlinge! Eure Feindschaft mit den Apachen ist uns von jetzt an sehr gleichgültig.«

Jetzt legte sich der Rote aufs Bitten. Das blieb nicht ohne Erfolg auf den gutherzigen Alten, denn er sagte:

»Nun wohl, wenn ihr ohne unsern Rat keinen Weg der Rettung findet, so sollt ihr ihn haben. Aber es beliebt uns nicht, uns von eurem Häuptlinge kommandieren zu lassen. Sage ihm, dass er her zu uns kommen solle, wenn er mit uns sprechen will.«

»Das tut er nicht, denn er ist ein Häuptling.«

»Höre, Mann, ich bin ein viel größerer und berühmterer Häuptling als er. Ich kenne

nicht einmal seinen Namen. Sag ihm das!«

»Auch kann er nicht gehen, selbst wenn er wollte, weil er am Arm verwundet ist.«

»Seit wann gehen die Söhne der Comanchen nicht mehr auf den Beinen, sondern auf den Armen? Wenn er nicht zu uns kommen will, so mag er bleiben, wo er ist. Wir brauchen ihn und euch alle nicht!«

Das war in einem so entschiedenen Tone gesprochen, dass der Rote nun doch meinte: »Ich werde ihm die Worte Old Deaths mitteilen. Vielleicht kommt er doch.«

»So sage ihm aber, dass er allein kommen soll. Zu einer langen Beratung unter vielen habe ich keine Lust. Nun gehe!«

Der Mann entfernte sich. Wir sahen ihn nach dem Feuer gehen und dort in den Kreis der Krieger treten. Eine geraume Zeit verging, ehe et was geschah. Endlich sahen wir, dass eine Gestalt sich in der Mitte der Sitzenden erhob, das Lagerfeuer verließ und auf uns zukam. Er trug Adlerfedern auf dem Kopfe.

»Schaut, er hat dem toten >weißen Biber<

den Häuptlingsschmuck abgenommen und sich selbst angelegt. Jetzt wird er mit größter Grandezza herbeisteigen.«

Als der Häuptling näher kam, sahen wir, dass er allerdings den linken Arm in einem Riemen trug. Der Ort, an welchem wir uns befanden, musste ihm ganz genau beschrieben worden sein, denn er kam grad auf denselben zu und blieb vor uns stehen. Er hatte wohl erwartet, angeredet zu werden, denn er sagte nichts. Old Death aber blieb ruhig liegen und schwieg. Wir andern verhielten uns natürlich ganz ebenso.

»Mein weißer Bruder ließ mich bitten, zu ihm zu kommen?«, fragte der Rote nun doch.

»Old Death hat nicht nötig, zu einer Bitte niederzusteigen. Du wolltest mit mir sprechen. Also du bist es, welcher zu bitten hat, wenn überhaupt von einer Bitte die Rede sein kann. Jetzt aber werde ich dich sehr höflich ersuchen, mir deinen Namen zu sagen. Ich kenne ihn noch nicht.«

»Er ist bekannt über die ganze Prärie. Ich

werde der >flinke Hirsch< genannt.«

»Ich bin auf allen Prärien gewesen, habe aber trotzdem diesen Namen nicht gehört. Du musst sehr heimlich damit umgegangen sein. Nun aber, da ich ihn gehört habe, erlaube ich dir, dich zu uns zu setzen.«

Der Häuptling trat einen Schritt zurück. Erlauben wollte er sich nichts lassen; aber er fühlte sehr wohl, dass die Umstände ihn zwangen nachzugeben. Darum ließ er sich langsam und gravitatisch Old Death gegenüber nieder, und nun erst richteten wir uns in sitzende Stellung auf. Erwartete der Comanche, dass der Scout das Gespräch beginnen werde, so hatte er sich geirrt. Letzterer behielt seine angenommene Gleichgültigkeit bei, und der Rote musste anfangen:

»Die Krieger der Comanchen wollen eine große Beratung abhalten, und die Bleichgesichter sollen an derselben teilnehmen, damit wir ihren Rat hören.«

»Das ist überflüssig. Ihr habt meinen Rat schon oft gehört und doch nie befolgt. Ich

aber bin gewohnt, dass meine Worte Beachtung finden, und so werde ich von jetzt an meine Gedanken für mich behalten!«

»Will mein Bruder wohl bedenken, dass wir seiner Erfahrung bedürfen!«

»Ah, endlich! Haben die Apachen euch belehrt, dass Old Death doch klüger war, als alle fünfhundert Comanchen? Wie ist euer Angriff ausgefallen?«

»Wir konnten nicht durch den Ausgang, denn er war mit Steinen, Sträuchern und Bäumen versperrt.«

»Dachte es mir! Die Apachen haben die Bäume mit ihren Tomahawks gefällt, und ihr hörtet es nicht, weil ihr eure Toten zu laut beklagtet. Warum habt ihr das Feuer nicht gelöscht? Seht ihr denn nicht ein, dass ihr euch dadurch in großen Schaden bringt?«

»Die Krieger der Comanchen mussten tun, was beraten worden war. Jetzt wird man et was Klügeres beschließen. Du wirst doch mit uns sprechen?«

»Aber ich bin überzeugt, dass ihr meinen Rat abermals nicht befolgen werdet.«

»Wir befolgen ihn.«

»Wenn du mir das versprichst, so bin ich bereit, ihn euch zu geben.«

»So komme mit mir zum Feuer!«

»Ich danke! Dorthin komme ich nicht. Es ist eine große Unvorsichtigkeit, ein Feuer zu unterhalten, denn da können die Apachen sehen, was bei euch geschieht. Auch habe ich keine Lust, mich mit deinen Roten herumzustreiten. Ich werde sagen, was ich denke, und du kannst tun, was dir beliebt.«

»So sage es!«

»Die Apachen befinden sich nicht nur an den beiden Ausgängen des Tales, sondern sie sind im Tale selbst. Sie haben sich da vorn festgesetzt und die Ausgänge verbarrikadiert. So können sie sich nach links und rechts wenden, ganz wie es ihnen nötig erscheint. Sie zu vertreiben, ist unmöglich.«

»Wir sind ihnen ja weit überlegen.«

»Wie viele Krieger habt ihr bereits eingebüßt?«

»Der große Geist hat viele von uns zu sich



gefordert. Es sind schon über zehn-mal zehn. Und auch Pferde sind zugrunde gegangen.«

»So dürft ihr in dieser Nacht nichts mehr unternehmen, weil es euch grad so ergehen würde, wie das letzte Mal. Und am Tage werden die Apachen sich so aufstellen, dass sie euch mit ihren Waffen, ihr aber nicht sie mit den eurigen erreichen könnt. Dann werden auch die Scharen eintreffen, nach denen Winnetou gesandt hat, und es sind nachher mehr Apachen als Comanchen vorhanden. Ihr seid dem Tode geweiht.«

»Ist das wirklich die Meinung meines Bruders? Wir werden seinen Rat befolgen, wenn er uns zu retten vermag.«

»Da du von Rettung sprichst, so hast du hoffentlich eingesehen, dass ich recht hatte, als ich dieses Tal eine Falle nannte. Wenn ich über die Sache nachdenke, so finde ich zwei Wege, auf denen die Rettung versucht werden könnte, aber auch nur versucht, denn ob sie wirklich gelingen wird, das kann ich nicht wissen. Der erste ist, dass ihr

versucht, ob es möglich ist, an den Felsen emporzuklettern. Aber ihr müsstet dafür den Anbruch des Tages abwarten; die Apachen würden euch somit sehen und sich jenseits des Tales auf euch werfen. Dort sind sie euch überlegen, weil ihr eure Pferde nicht mitnehmen könnt. Es gibt also nur noch ein Mittel, euch zu retten. Tretet in Unterhandlung mit den Apachen!«

»Das tun wir nicht!«, brauste der Häuptling auf. »Die Apachen würden unsern Tod verlangen.«

»Das verdenke ich ihnen auch nicht, weil ihr ihnen Grund dazu gegeben habt. Ihr habt mitten im Frieden ihre Dörfer überfallen, ihre Habe geraubt, ihre Weiber und Töchter fortgeführt und ihre Krieger getötet oder zu Tode gemartert. Ihr habt dann ihren Abgesandten das Wort gebrochen und sie ermordet. So schändliche Taten schreien um Rache, und es ist darum gar kein Wunder, dass ihr keine Gnade von den Apachen zu erwarten habt. Du siehst das selbst ein und gibst damit zu, dass ihr ganz



unverantwortlich an ihnen gesündigt habt.«  
Das war höchst aufrichtig gesprochen, so aufrichtig, dass der Häuptling für eine ganze Weile verstummte.

»Uff!«, stieß er dann hervor. »Das sagst du mir - mir, dem Häuptling der Comanchen!«  
»Ich würde es dir sagen, auch wenn du der große Geist selber wärest. Es war eine Schändlichkeit von euch, in dieser Weise an den Apachen zu handeln, welche euch nichts zugefügt hatten. Was taten euch ihre Gesandten, dass ihr sie tötetet? Was taten sie euch wieder, dass ihr den jetzigen Kriegszug unternehmt, um Tod, Verderben und Schande über sie zu bringen? Antworte mir!«

Der Indianer stieß erst nach längerer Zeit grimmig hervor:

»Sie sind unsere Feinde.«

»Nein. Sie lebten im Frieden mit euch, und kein Abgesandter von euch hat ihnen die Botschaft gebracht, dass ihr das Kriegsbeil gegen sie ausgegraben habt. Ihr seid euch eurer Schuld sehr wohl bewusst. Darum

hegst du die Überzeugung, dass ihr keine Gnade zu erwarten habt. Und doch wäre es möglich, einen leidlichen Frieden mit ihnen zu schließen. Es ist ein Glück für euch, dass Winnetou ihr Anführer ist, denn er trachtet nicht nach Blut. Er ist der einzige Häuptling der Apachen, welcher sich vielleicht zur Milde gegen euch entschließen könnte. Sendet einen Mann an ihn, um eine Unterhandlung herbeizuführen. Ich selbst will mich sogar bereit finden lassen, zu gehen, um ihn nachgiebig für euch zu stimmen.«  
»Die Comanchen werden lieber sterben, als die Apachen um Gnade bitten.«  
»Nun, das ist eure Sache. Ich habe dir jetzt meinen Rat erteilt. Ob du ihn befolgest oder nicht, das ist mir außerordentlich gleichgültig.«

»Weiß mein Bruder keine andere Hilfe? Er redet zugunsten der Apachen; also ist er ein Freund derselben.«

»Ich bin allen roten Männern wohlgesinnt, solange sie mich nicht feindselig behandeln. Die Apachen haben mir nicht das geringste

Leid getan. Warum soll ich ihr Feind sein?  
Aber ihr habt uns feind-selig behandeln  
wollen. Du wolltest uns gefangen nehmen.  
Nun wäge ab, wer größeres Anrecht auf  
unsere Freundschaft hat, ihr oder sie!«  
»Du trägst mein Kalumet und meinen  
Medizinbeutel, also ist das, was du sagst,  
grad so, als ob es meine Worte seien.  
Darum darf ich dir nicht die Antwort geben,  
welche ich dir geben möchte. Dein Rat taugt  
nichts. Du hast damit die Absicht, uns in  
die Hände der Apachen zu bringen. Wir  
werden nun selbst wissen, was wir zu tun  
haben.«  
»Nun, wenn ihr das wisst, warum willst du  
dann meinen Rat haben? Wir sind fertig und  
haben nichts mehr zu besprechen.«  
»Ja, wir sind fertig«, stimmte der Comanche  
bei. »Aber bedenke wohl, dass du trotz des  
Schutzes, unter welchem du jetzt noch  
stehst, unser Feind bist. Du darfst mein  
Kalumet und meine Medizin nicht behalten.  
Du wirst sie hergeben müssen, ehe wir  
diesen Ort verlassen, und dann wird alles

über dich kommen, was du veranlasst hast.«  
»Well! Ich bin einverstanden. Was über mich  
kommen soll, erwarte ich mit großer Ruhe.  
Du hast Old Death gedroht. Ich wiederhole,  
dass wir miteinander fertig sind, und du  
kannst gehen.«  
»Uff!«, stieß der Häuptling wild hervor. Dann  
wendete er sich ab und kehrte gemessenen  
Schrittes nach dem Feuer zurück.  
»Diese Kerls sind wirklich wie vor den Kopf  
geschlagen«, zürnte Old Death hinter ihm  
her. »Sie können sich wirklich nur dadurch  
retten, dass sie um Frieden bitten. Anstatt  
dies zu tun, bauen sie noch immer auf ihre  
Überzahl. Aber wie die Verhältnisse jetzt  
liegen, ist Winnetou allein für hundert Mann  
zu rechnen. Das werdet ihr nicht glauben,  
weil ihr ein Neuling im wilden Westen seid  
und also gar nicht ahnt, was unter  
Umständen ein einziger tüchtiger Kerl zu  
bedeuten hat. Ihr solltet zum Beispiel nur  
wissen, was dieser junge Apache mit seinem  
weißen Freunde Old Shatterhand ausgeführt  
hat. Habe ich Euch schon davon erzählt?«

Er nannte meinen Namen jetzt zum ersten Male.

»Nein«, antwortete ich. »Wer ist dieser Old Shatterhand?«

»Ein grad so junger Mann, aber doch ein ganz anderer Kerl als Ihr. Schlägt alle Feinde mit der Faust zu Boden, schießt mit dem Teufel um die Wette und ist ein Pfiffikus, an den kein anderer kommt.«

Da raschelte es leise hinter uns, und eine unterdrückte Stimme sagte:

»Uff! Old Death hier? Das habe ich nicht gewusst. Wie freu ich mich darüber!«

Der Alte drehte sich erschrocken um, zog sein Messer schnell und fragte:

»Wer ist da? Wer wagt es, uns hier zu belauschen?«

»Mein alter, weißer Bruder mag das Messer in seinem Gürtel lassen; er wird doch Winnetou nicht stechen wollen!«

»Winnetou? Alle Teufel! Allerdings nur Winnetou konnte es fertig bringen, sich hinter Old Death zu schleichen, ohne von ihm bemerkt zu werden. Das ist ein

Meisterstück, welches ich mir nicht getraue nachzumachen!«

Der Apache kam vollends herangekrochen und antwortete, ohne sich merken zu lassen, dass er mich kannte:

»Der Häuptling der Apachen hat keine Ahnung davon gehabt, dass Old Death hier ist, sonst hätte er sich schon eher zu ihm geschlichen und mit ihm gesprochen.«

»Aber du begibst dich ja in eine ganz außerordentliche Gefahr! Du hast dich durch die Posten und dann noch bis hierher schleichen müssen und musst auch wieder zurück.«

»Nein, das habe ich nicht. Die Bleichgesichter sind meine Freunde, und ich kann ihnen mein Vertrauen schenken. Dieses Tal liegt im Gebiete der Apachen, und Winnetou hat es zu einer Falle eingerichtet für Feinde, welche etwa bei uns eindringen wollen. Diese Felswände sind nicht so unwegbar, wie es scheint. Die Apachen haben einen schmalen Pfad angelegt, welcher in der Höhe mehrerer Männer rund

um das Tal läuft. Durch einen Lasso kommt man leicht hinauf und wieder herab. Die Comanchen sind durch meine Kundschafter in diese Falle gelockt worden und sollen darin untergehen.«

»Ist ihr Tod denn wirklich beschlossen?«

»Ja. Winnetou hat dein Gespräch mit dem Häuptling gehört und aus demselben ersehen, dass du dich zur Seite der Apachen neigst. Du hast gesagt, was die Comanchen an uns verbrochen haben, und gibst es zu, dass wir diesen vielfältigen Mord zu rächen haben.«

»Aber müssen deswegen Ströme Blutes fließen?«

»Du hast selbst gehört, dass die Comanchen weder ihre Sünde bekennen, noch das tun wollen, was du ihnen rietest und was die Klugheit ihnen gebietet. So mag nun ihr Blut über sie selbst kommen. Die Apachen werden ein Beispiel geben, wie sie den Verrat zu bestrafen wissen. Das müssen sie tun, um vor Wiederholungen sicher zu sein.«

»Es ist grauenhaft! Doch fühle ich keinen

Beruf, meinen Rat abermals vor Ohren hören zu lassen, welche desselben gar nicht zu bedürfen vermeinen.«

»Du würdest abermals nicht gehört. Ich vernahm aus deinen Worten, dass du die Heiligtümer des Häuptlings besitzt. Wie bist du zu ihnen gekommen?«

Old Death erzählte es. Als er geendet hatte, sagte Winnetou:

»Da du ihm versprochen hast, sie ihm wiederzugeben, so musst du dein Wort halten. Du wirst sie ihm gleich jetzt geben und zu uns kommen. Ihr werdet als Freunde bei uns aufgenommen werden.«

»Gleich jetzt sollen wir zu euch kommen?«

»Ja. In drei Stunden werden über sechshundert Krieger der Apachen hier ankommen. Viele von ihnen haben Gewehre. Ihre Kugeln streichen über das Tal weg, und euer Leben ist nicht mehr sicher.«

»Aber wie sollen wir es anfangen, zu euch zu kommen?«

»Das fragt Old Death?«

»Hm, ja! Wir setzen uns auf die Pferde und

reiten zum Lagerfeuer. Dort gebe ich dem Häuptling seine Heiligtümer zurück, und dann sprengen wir fort, den Apachen entgegen. Die im Wege stehenden Posten reiten wir nieder. Wie aber kommen wir über die Barrikaden hinweg?«

»Sehr leicht. Wartet nur, wenn ich hier fort bin, noch zehn Minuten, bevor ihr aufbrecht. Dann werde ich rechts, am Ausgange des Tales, stehen und euch empfangen.« Er huschte davon.

»Na, was sagt Ihr nun?«, fragte Old Death.

»Ein außerordentlicher Mann!«, antwortete Lange.

»Darüber gibt es gar keinen Zweifel. Wäre dieser Mann ein Weißer, ein Soldat, er könnte es bis zum Feldherrn bringen. Und wehe den Weißen, wenn es ihm in den Sinn käme, die Roten um sich zu versammeln, um ihre angestammten Rechte zu verfechten. Er aber liebt den Frieden und weiß, dass die Roten trotz allen Sträubens dem Untergange gewidmet sind, und verschließt die fürchterliche Last dieser Überzeugung

still in seiner Brust. Na, setzen wir uns also auf zehn Minuten wieder nieder.«

Es blieb so ruhig im Tale, wie es in der letzten halben Stunde gewesen war. Die Comanchen berieten noch. Nach zehn Minuten stand Old Death wieder auf und stieg in den Sattel.

»Macht genau das nach, was ich tue!«, sagte er.

Langsamem Schrittes ritten wir bis zum Lagerplatze. Der Kreis der Comanchen öffnete sich, und wir ritten in denselben hinein. Wären die Gesichter nicht bemalt gewesen, so hätten wir gewiss das größte Erstaunen in denselben bemerken können.

»Was wollt ihr hier?«, fragte der Häuptling, indem er aufsprang. »Weshalb kommt ihr zu Pferde?«

»Wir kommen als Reiter, um den tapfern und klugen Kriegern der Comanchen eine Ehre zu erweisen. Nun, was werdet ihr also tun?«

»Die Beratung ist noch nicht zu Ende. Aber steigt ab! Ihr seid unsere Feinde, und wir

dürfen nicht zugeben, dass ihr zu Pferde seid. Oder kommst du vielleicht, mir meine Heiligtümer zurückzubringen?»

»Wäre das nicht sehr unklug von mir gehandelt? Du hast ja gesagt, dass von dem Augenblicke an, an welchem du dein Eigentum zurückhast, Feindschaft zwischen euch und uns sein sollte, bis wir am Marterpfahle sterben.«

»So wird es sein. Ich habe es gesagt, und ich halte Wort. Der Zorn der Comanchen wird euch vernichten!«

»Wir fürchten uns so wenig vor diesem Zorne, dass ich die Feindschaft gleich jetzt beginnen lasse. Da hast du deine Sachen! Und nun seht, was ihr uns tun könnt!«  
Er riss die beiden Gegenstände vom Halse und schleuderte sie weit von sich. Zugleich spornte er sein Pferd an, dass es in einem weiten Bogen über das Feuer wegsetzte und drüben eine Bresche in die Reihen der Comanchen riss. Sam, der Neger, war der erste hinter ihm. Er ritt den Häuptling nieder. Wir andern drei folgten

augenblicklich. Zehn oder fünfzehn

Comanchen wurden umgeritten, dazu einer der draußen dem voranstürmenden Old Death im Wege stehenden Posten; dann flogen wir über die ebene Grasfläche hin, verfolgt von einem unbeschreiblichen Wutgeheul unserer bisherigen so unzuverlässigen Freunde.

»Uff!«, rief uns eine Stimme entgegen.

»Anhalten! Da steht Winnetou!«

Wir parierten die Pferde. Vor uns stand eine Anzahl Apachen, welche unsere Tiere an den Zügeln nahmen, als wir abgestiegen waren. Winnetou geleitete uns nach der Enge, welche aus dem Tale führte. Dort war bereits Platz gemacht worden, sodass wir und auch die Pferde einzeln passieren konnten.

Als wir die Barrikade hinter uns hatten, wurde der Ausgang breiter, und bald sahen wir einen hellen Schein. Die Enge öffnete sich, und nun erblickten wir ein schwach brennendes Feuer, an welchem zwei Rote bei einem improvisierten Bratspieße hockten. Sie entfernten sich ehrerbietig, als wir uns

näherten. Auch die andern Apachen zogen sich zurück, als sie unsere Pferde angepflockt hatten. In einiger Entfernung weidete eine ganze Schar von Pferden, bei denen Wächter standen. Das hatte fast einen militärischen Anstrich. Die Bewegungen der Apachen waren so exakt und sicher, fast wie einexerziert gewesen.

»Meine Brüder mögen sich an das Feuer setzen«, sagte Winnetou. »Ich habe ein Stück Lende des Büffels braten lassen. Sie können davon essen, bis ich wiederkomme.«

»Bleibst du lange fort?«, fragte Old Death.

»Nein. Ich muss in das Tal zurück. Die Comanchen könnten sich von dem Zorne über euch haben fortreißen lassen, sich meinen Kriegern zu nähern. Da werde ich ihnen einige Kugeln geben.«

Er entfernte sich. Old Death ließ sich behaglich am Feuer nieder, zog das Messer und untersuchte den Braten. Er war ausgezeichnet. Der Alte und ich hatten überhaupt noch nicht gegessen, und auch von den andern war das Pferdefleisch der

Comanchen nur gekostet worden. Das große Stück Lende schrumpfte sehr schnell zusammen. Da kehrte Winnetou zurück; er sah mich fragend an, und ich verstand seinen Blick. Er wollte wissen, ob er mich auch jetzt noch verleugnen solle, darum stand ich vom Feuer auf, streckte ihm beide Hände entgegen und sagte:

»Mein Bruder Winnetou sieht, dass ich nicht nach dem Rio Pecos zu gehen brauche, um ihn wieder zu treffen. Mein Herz freut sich, ihm schon hier zu begegnen.«

Wir umarmten uns. Als Old Death dies sah, fragte er erstaunt:

»Was ist denn das? Ihr kennt euch schon?«

»Es ist mein weißer Bruder Old Shatterhand«, erklärte der Apache.

»Old - Shat-ter-hand!«, rief der Alte, indem er ein wahrhaft köstliches Gesicht machte.

Und als ich die Worte Winnetous lachend bestätigte, fuhr er zornig fort:

»So habt ihr mich also belogen und betrogen, habt Old Death an der Nase geführt! Old Shatterhand! Und das hat nicht



der gleichen getan, sondern sich immer fort ein Greenhorn und einen Neuling schimpfen lassen!«

Wir überließen ihn seinem Erstaunen, denn Winnetou hatte mir zu erzählen:

»Mein Bruder weiß, dass ich nach Fort Inge musste. Dort erfuhr ich - - -«

»Ich weiß schon alles«, unterbrach ich ihn.

»Wenn wir mehr Zeit haben als jetzt, werde ich dir sagen, wie wir es erfahren haben.

Jetzt muss ich vor allen Dingen schnell wissen, wo die zehn Bleichgesichter sind, welche bei den Comanchen waren und mit deinen beiden Spähern, die sich für Topias ausgaben, zu euch übergegangen sind.«

»Sie sind fort.«

»Fort? Wohin?«

»Nach Chihuahua zu Juarez.«

»Schon fort? Wirklich, wirklich?«

»Ja. Sie hatten große Eile und mit den Comanchen einen großen Umweg machen müssen, den sie einholen mussten.«

»Das ist ein Schlag für uns, denn bei ihnen waren die beiden Männer, denen ich folgte!«

»Uff, uff! Die waren dabei? Das wusste ich nicht. Sie mussten zur bestimmten Zeit in Chihuahua eintreffen und hatten viel Zeit versäumt. Winnetou liebt Juarez; darum unterstützte er sie, schnell fortzukommen. Ich gab ihnen frische Pferde und Proviant und als Führer die beiden angeblichen Topias, welche den Weg über die Mapimi nach Chihuahua genau kennen. Die Bleichgesichter erklärten, keine Minute länger säumen zu dürfen.«

»Auch das! Frische Pferde, Proviant und zuverlässige Führer! Ich hatte diesen Gibson schon in der Hand; nun wird er mir entkommen!«

Winnetou sann einen Augenblick nach und sagte dann:

»Ich habe einen großen Fehler begangen, ohne es zu wissen, werde ihn aber gutmachen. Gibson wird in deine Hände fallen. Der Auftrag, den ich in Matagorda auszuführen hatte, ist erledigt; sobald ich die Comanchen hier bestraft habe, bin ich frei und werde euch begleiten. Ihr sollt die



besten Pferde haben, und wenn nicht etwas ganz Unerwartetes geschieht, haben wir bis Mittag des zweiten Tages die Weißen eingeholt.«

Da kam ein Apache aus dem Tale gelaufen und meldete:

»Die Hunde der Comanchen haben das Feuer verlöscht und sind vom Lagerplatze fort. Sie haben einen Angriff vor.«

»Sie werden wieder abgewiesen werden, wie vorher«, antwortete Winnetou. »Wenn meine weißen Brüder mitkommen, werde ich sie dahin stellen, von wo aus sie alles hören können.«

Wir standen natürlich sofort auf. Er führte uns in die Enge zurück, fast bis an die Barrikade. Dort gab er einen am Felsen niederhängenden Lasso in Old Deaths Hand und sagte:

»Turnt euch an dem Riemen empor, zwei-mal so hoch, wie ein Mann ist. Dort werdet ihr Sträucher finden und hinter ihnen den Weg, von welchem ich euch gesagt habe. Ich kann nicht mit hinauf, sondern muss zu

meinen Krieger.«

Er nahm etwas da am Felsen Lehnendes mit sich. Es war seine Büchse.

»Hm!«, brummte der Scout. »An so einem dünnen Lasso zwölf Fuß empor zu kriechen! Ich bin doch keine Affe, der gelernt hat, zwischen Lianen herumzuklettern. Wollen es versuchen.«

Es gelang ihm doch. Ich folgte ihm, und auch die anderen kamen nach, freilich nur mit Schwierigkeit. Der Felsen trug da einen Baum, um dessen Stamm der Lasso geschlungen war. Daneben standen Sträucher, welche den Steig verdeckten, Da es so dunkel war, dass wir uns anstatt der Augen des Gefühles oder viel-mehr des Tastsinnes bedienen mussten, tappten wir uns mit Hilfe der Hände eine kleine Strecke fort, bis Old Death stehen blieb. An den Felsen gelehnt, warteten wir nun, was kommen werde. Mir schien es, als ob die Stille des Todes auf dem Tale liege. So sehr ich mein Ohr anstregte, ich konnte nichts hören, als ein leises Schnüffeln,

welches aus der Nase Old Deaths kam.  
»Dumme Kerle, die Comanchen! Meint Ihr nicht, Sir?«, sagte er. »Da drüben rechts riecht es nach Pferden, nach Pferden, welche sich bewegen. Das ist nämlich etwas ganz anderes, als Pferde, welche unbeweglich stehen. Über still stehenden Pferden liegt der Geruch dick und unbeweglich; man kann die Nase sozusagen hineinstoßen. Sobald aber die Pferde sich bewegen, kommt auch er in Bewegung, wird feiner und flüssiger und leicht davongetragen. So unglaublich es klingen mag, der Westmann merkt aus der Dichtigkeit oder Dünne dieses Geruches, ob er stehende oder laufende Pferde vor sich hat. Natürlich ruhige Luft vorausgesetzt. Jetzt kommen nun von da rechts solche leichte Pferdelüftchen herüber, und meinen alten Ohren war es auch, als ob sie das Stolpern eines Pferdehufes vernommen hätten, leicht und dumpf wie auf Grasboden. Ich kalkuliere, dass die Comanchen jetzt sich leise nach dem Eingange hinziehen, um da

durchzubrechen.«

Da hörten wir eine helle Stimme rufen:

»Ntsa-ho!«

Dieses Wort bedeutet >Jetzt<. Im Augenblicke darauf krachten zwei Schüsse - Winnetous Silberbüchse. Revolverschüsse folgten. Ein unbeschreibliches Geheul erscholl zu uns herauf. Wilde Indianerrufe schrillten über das Tal; Tomahawks klirrten. Der Kampf war ausgebrochen. Er währte nicht lange. Durch das Schnauben und Wiehern der Pferde und das Wutgeschrei der Comanchen brach sich das siegreiche >Iwiwiwiwi< der Apachen Bahn. Wir hörten, dass die Ersteren sich in wilder Flucht zurückzogen. Ihre Schritte und das Stampfen ihrer Pferde entfernten sich nach der Mitte des Tales hin.

»Habe ich es nicht gesagt!«, meinte Old Death. »Eigentlich hätte man nicht losschlagen sollen. Die Apachen halten sich wunder-voll. Sie schießen ihre Pfeile und stechen mit ihren Lanzen aus sicheren Verstecken hervor. Die Comanchen sind dicht

gedrängt, sodass jeder Pfeil, jeder Speer, jede Kugel Winnetous treffen muss. Und nun, da die Feinde sich zurückziehen, sind die Apachen klug genug, ihnen nicht zu folgen. Sie bleiben in ihrer Deckung, denn sie wissen, dass die Comanchen ihnen nicht entgehen können. Warum also sich in das Tal wagen!«

Auch in der Beziehung befolgten die Comanchen jetzt Old Deaths Rat, dass sie sich nach dem Misserfolge ruhig verhielten. Ihr Geheul war verstummt, und da das Feuer nicht mehr brannte, ließen sie ihre Gegner über ihre Bewegungen im Unklaren. Wir warteten noch eine Weile. Es wollte sich nichts Neues begeben. Da hörten wir unter uns Winnetous gedämpfte Stimme:

»Meine weißen Brüder können wieder herabkommen. Der Kampf ist vorüber und wird auch nicht wieder losbrechen.«

Wir kehrten zu dem Lasso zurück und ließen uns an demselben hinab. Unten stand der Häuptling, mit dem wir uns wieder hinaus zu dem Feuer begaben.

»Die Comanchen versuchten es jetzt auf der andern Seite«, sagte er. »Es ist ihnen ebenso wenig geglückt. Sie werden von Neuem bewacht und können nichts unternehmen, ohne dass Winnetou es erfährt. Die Apachen sind ihnen gefolgt und liegen in einer langen Linie, welche von einer Seite des Tales bis zur andern reicht, im Grase, um alles scharf zu beobachten.« Während er das sagte, hielt er den Kopf nach der rechten Seite geneigt, als ob er auf et was horche. Dann sprang er auf, sodass das Feuer seine Gestalt hell beleuchtete.

»Warum tust du das?«, fragte ich ihn. Er deutete hinaus in die finstre Nacht und antwortete:

»Winnetou hat gehört, dass dort ein Pferd auf steinigem Weg strauchelte. Es kommt ein Reiter, einer meiner Krieger. Er wird absteigen wollen, um zu untersuchen, wer hier am Feuer sitzt. Darum bin ich aufgestanden, damit er bereits von Weitem erkennen möge, dass Winnetou sich hier

befindet.«

Sein feines Gehör hatte ihn nicht getäuscht. Es kam ein Reiter im Trabe herbei, hielt bei uns sein Pferd an und stieg ab. Der Häuptling empfing ihn mit einem nicht sehr freundlichen Blick. Er tadelte ihn wegen des von dem Pferde gemachten Geräusches. Der Gescholtene stand in aufrechter und doch ehrerbietiger Haltung da, ein freier Indianer, der aber gern die größere Begabung seines Anführers anerkennt.

»Sie kommen«, antwortete er.

»Wie viele Pferde?«

»Alle. Es fehlt kein einziger Krieger. Wenn Winnetou ruft, bleibt kein Apache bei den Frauen zurück.«

»Wie weit sind sie noch von hier?«

»Sie kommen mit dem Grauen des Tages an.«

»Gut. Führe dein Pferd zu den andern, und setze dich zu den Wachen, um auszuruhen!« Der Mann gehorchte augenblicklich. Winnetou setzte sich wieder zu uns nieder, und wir mussten ihm von unserem Aufenthalte auf

der Hacienda del Caballero und dann auch von dem Ereignisse in La Grange erzählen. Darüber verging die Zeit, und vom Schlafen war natürlich keine Rede. Der Häuptling hörte unsere Erzählung an und warf nur zuweilen eine kurze Bemerkung oder Frage ein. So wich allmählich die Nacht, und die Morgendämmerung begann. Da streckte Winnetou die Hand nach Westen aus und sagte:

»Meine weißen Brüder mögen sehen, wie pünktlich die Krieger der Apachen sind. Dort kommen sie.«

Ich sah nach der angegebenen Richtung. Der Nebel lag wie ein grauer, wellenloser See im Westen und schob seine undurchsichtigen Massen buchten- und busenartig zwischen die Berge hinein. Aus diesem Nebelmeere tauchte ein Reiter auf, dem in langer Einzelreihe viele, viele andere folgten. Als er uns erblickte, hielt er für einen Augenblick an. Dann erkannte er Winnetou und kam in kurzem Trabe auf uns zu. Er war ein Häuptling, denn er trug zwei

Adlerfedern im Haarschopfe. Keiner dieser Reiter hatte ein wirkliches Zaumzeug; sie alle führten ihre Pferde am Halfter, und doch war die Lenkung, als sie jetzt im eleganten Galoppe heran kamen, um in fünffacher Reihe Aufstellung zu nehmen, eine so sichere, wie man sie selbst bei einer europäischen Kavallerie nur selten trifft. Die meisten von ihnen waren mit Gewehren bewaffnet, und nur wenige trugen Bogen, Lanze und Köcher. Der Anführer sprach eine kurze Weile mit Winnetou. Dann gab der Letztere einen Wink, und im Nu saßen die Krieger ab. Diejenigen, welche keine Gewehre besaßen, bemächtigten sich der Pferde, um dieselben zu beaufsichtigen. Die andern schritten in die Enge hinein. Der Lasso, an welchem wir zum Pfade emporgeklettert waren, hing noch dort, und ich sah, dass sich einer nach dem andern an demselben hinaufschwang. Das ging alles so still, geräuschlos und exakt vor sich, als ob es lange vorher eingehend besprochen worden sei. Winnetou stand ruhig da, um

die Bewegungen der Seinen mit aufmerksamem Blicke zu verfolgen. Als der Letzte von ihnen verschwunden war, wendete er sich zu uns:

»Meine weißen Brüder werden nun erkennen, dass die Söhne der Comanchen verloren sind, wenn ich es so befehle.«

»Wir sind davon überzeugt«, antwortete Old Death. »Aber will Winnetou wirklich das Blut so vieler Menschen vergießen?«

»Haben sie es anders verdient? Was tun die weißen Männer, wenn einer von ihnen gemordet worden ist? Suchen sie nicht nach dem Mörder? Und wenn er gefunden worden ist, so treten ihre Häuptlinge zusammen und halten einen Rat, um das Urteil zu sprechen und ihn töten zu lassen. Könnt ihr die Apachen tadeln, wenn sie nichts als nur dasselbe tun?«

»Ihr tut ja nicht dasselbe!«

»Kann mein Bruder das beweisen?«

»Ja. Wir bestrafen den Mörder, indem wir ihn töten. Du willst aber auch diejenigen erschießen lassen, welche gar nicht dabei

waren, als eure Dörfer überfallen wurden.«

»Sie tragen ganz dieselbe Schuld, denn sie sind damit einverstanden gewesen. Auch waren sie dabei, als die gefangenen Apachen am Marterpfahle sterben mussten. Sie sind nun die Männer unserer Frauen und Töchter und die Besitzer unseres Eigentums, unserer Pferde, welche uns geraubt wurden.«

»Aber Mörder kannst du sie nicht nennen!«

»Ich weiß nicht, was Old Death will. Bei seinen Brüdern gibt es außer dem Morde noch andere Taten, welche mit dem Tode bestraft werden. Die Westmänner schießen jeden Pferdedieb nieder. Wird einem Weißen sein Weib oder seine Tochter geraubt, so tötet er alle, welche zu dieser Tat in Beziehung stehen. Da drin im Tale befinden sich die Besitzer unserer geraubten Frauen, Mädchen und Pferde. Sollen wir ihnen dafür etwa das geben, was die Weißen ein Kreuz oder einen Orden nennen?«

»Nein; aber ihr könnt ihnen verzeihen und euer Eigentum zurücknehmen.«

»Pferde nimmt man zurück, aber Frauen nicht. Und verzeihen? Mein Bruder spricht wie ein Christ, welcher stets nur das von uns fordert, dessen gerades Gegenteil er tut! Verzeihen die Christen uns? Haben sie uns überhaupt etwas zu verzeihen? Sie sind zu uns gekommen und haben uns die Erde genommen. Wenn bei euch einer einen Grenzstein versetzt, oder ein Tier des Waldes tötet, so steckt man ihn in das finstere Gebäude, welches ihr Zuchthaus nennt. Was aber tut ihr selbst? Wo sind unsere Prärien und Savannen? Wo sind die Herden der Pferde, Büffel und anderer Tiere, welche uns gehörten? Ihr seid in großen Scharen zu uns gekommen, und jeder Knabe brachte ein Gewehr mit, um uns das Fleisch zu rauben, dessen wir zum Leben bedurften. Ein Land nach dem andern entriss man uns, ohne alles Recht. Und wenn der rote Mann sein Eigentum verteidigte, so wurde er ein Mörder genannt, und man erschoss ihn und die Seinigen. Du willst, ich soll meinen Feinden verzeihen, denen wir nichts zuleide

getan haben! Warum verzeiht denn ihr es uns nicht, ihr, die ihr uns alles zuleide tut, ohne dass wir euch Veranlassung dazu gegeben haben? Wenn wir uns wehren, so tun wir unsere Pflicht; dafür aber bestraft ihr uns mit dem Untergange. Was würdet ihr sagen, wenn wir zu euch kämen, um euch unsere Art und Weise aufzuzwingen? Wollten wir es erzwingen, so wie ihr es bei uns erzwungen habt, so würdet ihr uns bis auf den letzten Mann töten oder uns gar in eure Irrenhäuser stecken. Warum sollen wir nicht ebenso handeln dürfen? Aber dann heißt es in aller Welt, der rote Mann sei ein Wilder, mit dem man weder Gnade noch Barmherzigkeit haben dürfe; er werde nie Bildung annehmen und müsse deshalb verschwinden. Habt ihr durch euer Verhalten bewiesen, dass ihr Bildung besitzet? Ihr zwingt uns, eure Religion anzunehmen. Zeigt sie uns doch! Die roten Männer verehren den großen Geist in einer und derselben Weise. Jeder von euch aber will in anderer Weise selig werden. Ich kenne einen

Glauben der Christen, welcher gut war. Diesen lehrten die frommen Patres, welche in unser Land kamen, ohne uns töten und verdrängen zu wollen. Sie bauten Missionen bei uns und unterrichteten unsere Eltern und Kinder. Sie wandelten in Freundlichkeit umher und lehrten uns alles, was gut und nützlich für uns war. Das ist nun viel anders geworden. Die frommen Männer haben mit uns weichen müssen, und wir mussten sie sterben sehen, ohne Ersatz für sie zu erhalten. Dafür kommen jetzt Andersgläubige von hundert Sorten. Sie schmettern uns die Ohren voller Worte, die wir nicht verstehen. Sie nennen sich gegenseitig Lügner und behaupten doch, dass wir ohne sie nicht in die ewigen Jagdgründe gelangen können. Und wenn wir, von ihrem Gezänk ermüdet, uns von ihnen wenden, so schreien sie Ach und Wehe über uns und sagen, sie wollen den Staub von ihren Füßen schütteln und ihre Hände in Unschuld waschen. Dann währt es nicht lange, so rufen sie die Bleichgesichter



herbei, welche sich bei uns eindringen und unsern Pferden die Weide nehmen. Sagen wir dann, dass dies nicht geschehen dürfe, so kommt ein Befehl, dass wir abermals weiterzuziehen haben. Das ist meine Antwort, welche ich dir zu geben habe. Sie wird dir nicht gefallen; aber du an meiner Stelle würdest noch ganz anders sprechen.

Howgh!«

Mit diesem letzteren indianischen Bekräftigungsworte wendete er sich von uns ab und trat um einige Schritte zur Seite, wo er, in die Ferne blickend, stehen blieb. Er war innerlich erregt und wollte das überwinden. Dann kehrte er sich uns wieder zu und sagte zu Old Death:

»Ich habe meinem Bruder eine lange Rede gehalten. Er wird mir recht geben, denn er ist ein Mann, welcher gerecht und billig denkt. Dennoch will ich ihm gestehen, dass mein Herz nicht nach Blut trachtet. Meine Seele ist milder, als meine Worte es waren. Ich glaubte, die Comanchen würden mir einen Unterhändler senden. Da sie es nicht

tun, brauchte ich kein Erbarmen mit ihnen zu haben, aber dennoch will ich ihnen einen Mann senden, welcher mit ihnen reden soll.«

»Das freut mich ungemein«, rief Old Death.

»Ich hätte diesen Ort in sehr trüber Stimmung verlassen, wenn alle diese Leute ohne einen Versuch, sie zu retten, getötet worden wären.

Ich trage ja auch einen Teil der Schuld, dass sie in deine Hände geraten sind.«

»Von diesem Vorwurfe kann ich dich befreien, denn ich hätte sie auch ohne deine Beihilfe besiegt«, entgegnete Winnetou.

»Aber weißt du auch, dass noch Hunderte von ihnen nachkommen?«

»Winnetou weiß es. Er hat ja mit dem

>guten Manne< zwischen ihnen

hindurchzuschleichen gehabt. Es sind nur hundert. Ich werde sie in eben demselben Tale einschließen und vernichten wie die andern, wenn sie sich nicht freiwillig ergeben.«

»So siehe zu, dass sie nicht zu zeitig kommen. Du musst mit denen, welche sich

hier befinden, fertig sein, ehe die Übrigen hier eintreffen.«

»Winnetou fürchtet sich auf keinen Fall.

Doch wird er sich beeilen.«

»Hast du einen Mann, welcher die Verhandlung mit den Comanchen führen kann?«

»Ich habe ihrer viele; aber am liebsten wäre es mir, wenn mein Bruder das tun wollte.«

»Das übernehme ich sehr gern. Ich gehe eine kurze Strecke vor und rufe ihren Häuptling zu mir. Welche Bedingungen stellst du ihnen?«

»Sie sollen uns für jeden Getöteten fünf, für jeden Gemarterten aber zehn Pferde geben.«

»Das ist sehr billig, aber seit es keine großen Herden wilder Pferde mehr gibt, ist ein Pferd nicht leicht zu erlangen.«

»Was sie uns sonst an Eigentum geraubt haben, verlangen wir zurück. Ferner haben sie uns so viele junge Mädchen auszuliefern, wie sie uns Frauen und Töchter raubten. Frauen der Comanchen mögen wir nicht. Dazu verlangen wir auch die Kinder zurück,

welche sie fortgeführt haben. Hältst du das für hart?«

»Nein.«

»Endlich verlangen wir, dass ein Ort bestimmt werde, an welchem die Häuptlinge der Apachen und Comanchen sich versammeln, um einen Frieden zu beraten, welcher wenigstens dreißig Sommer und Winter währen soll.«

»Wenn sie darauf eingehen, werde ich sie beglückwünschen.«

»Dieser Ort soll das Tal sein, in welchem sich jetzt ihre Krieger hier befinden. Hierher soll auch alles gebracht werden, was sie uns auszuliefern haben. Bis alles geschehen ist, was ich von ihnen fordere, bleiben die Comanchen, welche sich heute ergeben müssen, unsere Gefangenen.«

»Ich finde, dass deine Forderung nicht zu hoch ist, und werde sie ihnen sofort übermitteln.«

Er warf sein Gewehr über und schnitt sich einen Zweig ab, welcher als Parlamentärzeichen dienen sollte. Dann

verschwand er mit dem Häuptlinge in der Enge. Es war für ihn keineswegs ohne Gefahr, sich jetzt den Comanchen zu nähern; aber der Alte kannte eben keine Angst.

Als Winnetou sich überzeugt hatte, dass der Scout sich mit dem Anführer der Comanchen in Unterredung befand, kehrte er zu uns zurück und führte uns zu den zuletzt angekommenen Pferden. Es waren auch ledige dabei gewesen, teils von einer bessern Sorte, welche man schonen und nur dann in Gebrauch nehmen wollte, wenn es darauf ankam, eine ungewöhnliche Leistung zu entwickeln, teils aber auch Tiere von gewöhnlicher Güte, welche als Reservepferde mitgeführt werden mussten.

»Ich habe meinen Brüdern versprochen, ihnen bessere Pferde zu geben«, sagte er.

»Ich werde sie ihnen jetzt aussuchen. Mein weißer Bruder soll eines meiner eigenen Rosse erhalten.«

Er suchte fünf Pferde aus. Ich war ganz entzückt über das prächtige Tier, welches er

mir brachte. Auch die beiden Langes und Sam waren sehr erfreut. Der Letztere zeigte alle Zähne und rief:

»Oh, oh, welch ein Pferd Sam bekommen! Sein schwarz wie Sam und sein auch prachtvoll ganz wie Sam. Passen sehr gut zusammen, Pferd und Sam. Oh, oh!«

Wohl drei-viertel Stunden waren vergangen, als Old Death zurückkehrte. Sein Angesicht war sehr ernst. Ich hatte die feste Überzeugung gehabt, dass die Comanchen auf die Forderung Winnetous eingehen würden, doch ließ das Gesicht des Scout das Gegenteil erwarten.

»Mein Bruder hat mir das zu sagen, was ich vermutete«, sagte Winnetou. »Die Comanchen wollen nicht, was ich will.«

»So ist es leider«, antwortete der Alte.

»Der große Geist hat sie mit Taubheit geschlagen, um sie für das zu strafen, was sie taten; er will nicht, dass sie Gnade finden sollen. Aber welche Gründe geben sie an?«

»Sie glauben, noch siegen zu können.«

»Hast du ihnen gesagt, dass noch über fünf-hundert Apachen gekommen sind; und wo diese sich jetzt befinden?«

»Auch das. Sie glaubten es nicht. Sie lachten mich viel-mehr aus.«

»So sind sie dem Tode geweiht, denn ihre andern Krieger werden zu spät kommen.«

»Es treibt mir die Haare zu Berge, wenn ich denke, dass so viele Menschen in zwei oder drei Sekunden vom Erdboden vertilgt werden sollen!«

»Mein Bruder hat recht. Winnetou kennt weder Furcht noch Angst, aber der Rücken wird ihm kalt, wenn er daran denkt, dass er das Zeichen der Vernichtung geben soll. Ich brauche nur die flache Hand zu erheben, so krachen alle Schüsse. Ich werde noch ein Letztes versuchen. Vielleicht gibt der große Geist ihnen einen hellen Augenblick. Ich werde mich ihnen selbst zeigen, und mit ihnen reden. Meine Brüder mögen mich bis an die Barriere begleiten. Wenn auch meine Worte nicht gehört werden, so darf mir dann der große, gute Geist nicht zürnen, dass ich

seinen Befehl ausrichte.«

Wir gingen mit ihm bis zu der angegebenen Stelle. Dort schwang er sich an dem Lasso empor und ging in aufrechter Haltung oben auf dem Pfade hin, sodass die Comanchen ihn sehen konnten. Er war noch nicht weit gekommen, so sahen wir Pfeile schwirren, die ihn aber nicht trafen, da sie zu kurz flogen. Ein Schuss krachte aus der Büchse des >weißen Bibers<, mit welcher der neue Häuptling der Comanchen auf Winnetou gezielt hatte. Dieser schritt so ruhig weiter, als ob er die Kugel, welche neben ihm an den Felsen geprallt war, gar nicht fürchte oder den Schuss überhaupt nicht gehört habe. Dann blieb er stehen und erhob seine Stimme. Er redete wohl fünf Minuten lang und zwar in lautem, eindringlichem Tone. Mitten in der Rede erhob er die Hand, und sofort sahen wir, dass alle Apachen, soweit unsere Augen reichten und also wohl weiterhin um das ganze Tal, vom Boden aufstanden, um sich den Comanchen zu zeigen. So mussten die Letzteren sehen,

dass sie rundum von einer überlegenen Menge von Feinden eingeschlossen seien. Das war aufrichtig von Winnetou gehandelt, der letzte Versuch von ihm, sie zur Ergebung zu bewegen. Dann sprach er weiter. Da fuhr er plötzlich zu Boden nieder, sodass seine Gestalt verschwand, und zugleich krachte ein zweiter Schuss.

»Der Anführer der Comanchen hat abermals auf ihn geschossen. Das ist seine Antwort«, sagte Old Death. »Winnetou hat gesehen, dass er das Gewehr wieder lud, und sich in dem Augenblicke, als es auf ihn gerichtet wurde, niedergeworfen. Nun wird - - seht, seht!«

So schnell, wie Winnetou sich niedergeworfen hatte, so schnell fuhr er jetzt wieder empor. Er legte seine Silberbüchse an und drückte ab. Ein lautes Geheul der Comanchen beantwortete seinen Schuss.

»Er hat ihren Anführer niedergeschossen«, erklärte Old Death.

Jetzt erhob Winnetou abermals die Hand, indem er den Handteller flach, horizontal

ausstreckte. Wir sahen alle Apachen, welche wir mit dem Blicke erreichen konnten, ihre Gewehre anlegen. Weit über vierhundert Schüsse krachten- - -

»Kommt, Mesch'schurs!«, meinte der Alte.

»Das wollen wir nicht mit ansehen. Das ist zu indianisch für meine alten Augen, obgleich ich sagen muss, dass die Comanchen es verdient haben. Winnetou hat alles Mögliche getan, es zu verhüten.«

Wir kehrten zu den Pferden zurück, wo der Alte das für ihn bestimmte besichtigte. Noch eine Salve hörten wir; dann ertönte das Siegesgeschrei der Apachen. Nach wenigen Minuten kehrte Winnetou zu uns zurück. Sein Angesicht war außerordentlich ernst, als er sagte:

»Es wird sich ein großes Klagen erheben in den Zelten der Comanchen, denn keiner ihrer Krieger kehrt zurück. Der große Geist hat es gewollt, dass unsere Toten gerächt werden sollen. Die Feinde wollten nicht anders, und so konnte ich auch nicht anders; aber mein Blick will nicht in dieses

Tal des Todes zurückkehren. Was hier noch zu geschehen hat, werden meine Krieger tun; ich reite mit meinen weißen Brüdern sogleich fort.«

Eine halbe Stunde später brachen wir, mit allem Nötigen reichlich versehen, auf.

Winnetou nahm noch zehn gut berittene

Apachen mit. Wie froh war ich, diesen entsetzlichen Ort verlassen zu können!

Die Mapimi liegt im Gebiete der beiden

mexikanischen Provinzen Chihuahua und Chohahuila, und ist eine sehr ausgedehnte

Niederung des dortigen Plateaus, welches weit über elfhundert Meter über dem Meere

liegt. Sie wird, außer im Norden, von allen Seiten von steilen Kalkfelsenzügen

eingefasst, welche durch zahlreiche Cañons von der eigentlichen Mapimi getrennt sind.

Letztere besteht aus welligen, waldlosen

Flächen, welche mit einem spärlichen, kurzen Graswuchse bedeckt sind, weite

Sandunterbrechungen zeigen und nur selten

ein Strauchwerk sehen lassen. Zuweilen

steigt aus dieser wüsten Ebene ein einzelner

Berg empor. Öfters ist der Boden durch tiefe, senkrecht abfallende Risse zerklüftet, was zu bedeutenden Umwegen nötigt. Aber wasserlos ist die Mapimi doch nicht so sehr, wie ich es mir gedacht hatte. Es gibt da Seen, welche in der heißen Jahreszeit zwar den größten Teil ihres Wassers einbüßen, aber doch so viel Luftfeuchtigkeit verbreiten, dass sich ein genügendes Pflanzenleben um ihre Ufer sammelt.

Nach einem dieser Seen, der Laguna de Santa Maria, war unser Ritt gerichtet. Er war ungefähr zehn deutsche Meilen von dem Tale entfernt, an welchem unser Ritt

begonnen hatte, ein ganz tüchtiger Tagesmarsch nach einer schlaflos

verbrachten Nacht. Wir ritten fast nur durch Schluchten, aus einer in die andere, in

denen es keine Aussicht gab.

Wir sahen die Sonne den ganzen Tag fast nicht, und wenn es geschah, doch nur für

einige kurze Augenblicke. Dabei ging es

bald rechts, bald links, zuweilen sogar

scheinbar rückwärts, dass ich fast irre in

der Hauptrichtung geworden wäre, welcher wir eigentlich folgten.

Es war gegen Abend, als wir an der Lagune anlangten. Der Boden war sandig. Bäume gab es an der Stelle, an welcher wir uns lagerten, auch nicht, nur Sträucher, deren Namen ich nicht kannte. Eine trübe

Wasserfläche, von sehr spärlichem Buschwerk umgeben; dann eine Ebene, über welcher im Westen sich einige niedrige Kuppeln

erhoben, hinter denen die Sonne bereits niedergegangen war. Hier oben aber hatten ihre Strahlen mit aller Macht wirken können.

In den tiefen, engen, düsteren Cañons war es mir fast zu kühl geworden. Da oben aber strahlte der Boden nun eine Wärme aus, bei der man hätte Kuchen backen können. Dafür war die Nacht, als der Boden seine Wärme an die Luft abgegeben hatte, umso kälter, und gegen Morgen strich ein Wind über uns hin, welcher uns nötigte, uns dichter in unsere wollenen Decken zu hüllen.

Frühzeitig ging es weiter, zuerst gerade nach Westen. Bald aber nötigten uns die

zahlreichen Cañons zu öfteren Umwegen. An so einem senkrechten Felsenriss hinab zu gelangen, wäre unmöglich, wenn nicht die Natur selbst ein Einsehen gehabt und einen halsbrecherischen, treppenartigen Abstieg gebildet hätte. Und ist man unten, so kann man nicht wieder heraus. Man muss durch zehn und mehr Haupt- und Seitenschluchten reiten, bevor man eine Stelle findet, an der man endlich zur Erdoberfläche gelangen kann, aber auch wieder nur mit Gefahr. Der Reiter hängt auf seinem Pferde an dem Felsen, über sich einen schmalen Strich des glühenden Himmels und unter sich die grausige Tiefe. Und in dieser Tiefe gibt es keinen Tropfen Wasser, nur Steingeröll und nichts als nacktes, trockenes, scharfes Steingeröll. Droben schweben die Geier, welche den Reisenden von früh bis zum Abende begleiten und sich, wenn er sich zur Ruhe legt, in geringer Entfernung von ihm niederlassen, um ihn vom Morgen an wieder zu begleiten und ihm mit ihrem schrillen, heiseren Schreien zu sagen, dass sie nur



darauf warten, bis er vor Ermattung zusammenbreche oder infolge eines Fehltrittes seines Pferdes in die Tiefe des Cañons stürze. Höchstens sieht man einmal um irgendeine Felsenecke einen skelettmageren Schakal wie einen Schatten verschwinden, welcher dann hinter dem Reiter wieder auftaucht, um ihm heißhungrig nachzutrotteln, auf dieselbe Mahlzeit wartend wie der Geier.

Am Mittage hatten wir wiederum ein schlimmes Gewirr von Cañons hinter uns und ritten im Galoppe über eine grasige Ebene. Auf derselben stießen wir auf eine Spur von über zehn Reitern, welche in spitzem Winkel mit der unserigen von rechts her kam. Winnetou behauptete, dass es die gesuchte sei. Er zeigte uns sogar die Spuren der beschlagenen Pferde der Weißen und der barfüßigen der beiden Apachen, die jenen von Winnetou als Führer mitgegeben worden waren. Auch Old Death war der Ansicht, es sei gar nicht zu bezweifeln, dass wir uns auf der richtigen Fährte

befänden. Leider stellte sich heraus, dass Gibson einen Vorsprung von wenigstens sechs Stunden vor uns hatte. Seine Truppe musste die ganze Nacht hindurch geritten sein, jedenfalls in der Voraussetzung, dass wir sie verfolgen würden.

Gegen Abend blieb Old Death, welcher voranritt, halten, und ließ uns, die wir etwas zurückgeblieben waren, herankommen. Da, wo er hielt, stieß von Süden her eine neue Fährte zu der bisherigen, ebenfalls von Reitern, und zwar zwischen dreißig und vierzig. Sie waren einzeln hintereinander geritten, was die Bestimmung ihrer Anzahl sehr erschwerte. Dieses Im-Gänsemarsch-Reiten, und der Umstand, dass ihre Pferde nicht beschlagen waren, ließen vermuten, dass sie Indianer seien. Sie waren nach links in unsere Richtung eingebogen, und aus dem fast ganz gleichen Alter der beiden Fährten war zu vermuten, dass sie später mit den Weißen zusammengetroffen seien. Old Death brummte missmutig etwas vor sich hin. Er meinte:

»Was für Rote mögen es gewesen sein?  
Apachen sicherlich nicht. Wir haben  
keineswegs Freundliches von ihnen zu  
erwarten.«

»Mein weißer Bruder hat recht«, stimmte  
Winnetou bei. »Apachen sind jetzt nicht hier  
und außer ihnen gibt es in diesem Tale der  
Mapimi nur noch feindliche Horden. Wir  
haben uns also in Acht zu nehmen.«  
Wir ritten weiter und erreichten bald die  
Stelle, an welcher die Roten mit den  
Weißen zusammengetroffen waren. Beide  
Trupps hatten hier gehalten und miteinander  
verhandelt. Jedenfalls war das Ergebnis für  
die Weißen ein günstiges gewesen, denn sie  
hatten sich in den Schutz der Roten  
begeben. Ihre bisherigen Führer, die beiden  
Apachen, welche wir erst als Topias  
kennengelernt hatten, waren von ihnen  
verabschiedet worden. Die Spuren dieser  
beiden Reiter trennten sich hier von den  
Übrigen.

Nach einer Weile erreichten wir einen  
Höhenzug, der mit Gras und Gestrüpp

bewachsen war. Von demselben kam, hier  
eine Seltenheit, ein dünnes Bächlein  
herabgeflossen. Da hatten die von uns  
Verfolgten gehalten, um ihre Pferde zu  
tränken. Die Ufer des Baches waren  
vollständig strauchlos, sodass man den Lauf  
desselben sehr weit verfolgen konnte. Er  
floss nach Nord-west. Old Death stand da,  
beschattete mit der Hand seine Augen und  
blickte in der soeben angegebenen Richtung.  
Nach dem Grunde befragt, antwortete er:  
»Ich sehe weit vor uns zwei Punkte. Ich  
kalkuliere, dass es Wölfe sind. Aber was  
haben die Bestien dort zu sitzen? Ich  
denke, wenn es wirklich welche wären, so  
würden sie vor uns davongelaufen sein,  
denn kein Tier ist so feig, wie diese  
Präriewölfe.«

»Meine Brüder mögen schweigen. Ich hörte  
etwas«, sagte Winnetou.

Wir vermieden alles Geräusch, und wirklich,  
da klang von dort her, wo sich die beiden  
Punkte befanden, ein schwacher Ruf zu uns  
herüber.

»Das ist ein Mensch!«, rief Old Death. »Wir wollen hin.«

Er stieg auf und wir mit ihm. Als wir uns der Stelle näherten, erhoben sich die beiden Tiere und trollten davon. Sie hatten am Ufer des Baches gesessen, und mitten im Bache erblickten wir einen unbedeckten menschlichen Kopf, welcher aus dem Wasser sah. Das Gesicht wimmelte vor Mücken, welche in den Augen, den Ohren, in der Nase und zwischen den Lippen saßen.

»Um Gottes willen, rettet mich, Sennores!«, stöhnte es aus dem Munde. »Ich kann es nicht länger aushalten.«

Wir warfen uns natürlich sofort von den Pferden.

»Was ist's mit Euch?«, fragte Old Death in spanischer Sprache, da der Mann sich derselben bedient hatte. »Wie seid Ihr denn in das Wasser geraten? Warum kommt Ihr nicht heraus? Es ist ja kaum zwei Fuß tief!«

»Man hat mich hier eingegraben.«

»Warum? Alle Teufel! Einen Menschen

eingraben! Wer hat es getan?«

»Indianer und Weiße.«

Wir hatten gar nicht darauf geachtet, dass von dem Tränkplatze mehrere Fußspuren bis hierher führten.

»Dieser Mann muss schleunigst heraus.

Kommt, Mesch'schurs! Wir graben ihn aus, und da wir keine Werkzeuge haben, so nehmen wir unsere Hände.«

»Der Spaten liegt hinter mir im Wasser. Sie haben ihn mit Sand zugedeckt«, sagte der Mann.

»Ein Spaten? Wie kommt denn Ihr zu so einem Werkzeuge?«

»Ich bin Gambusino (Goldsucher. Überhaupt einer, welcher auf die Entdeckung von Fundorten edler Metalle ausgeht.). Wir haben stets Hacke und Spaten bei uns.«

Der Spaten wurde gefunden, und nun traten wir in das Wasser und gingen an die Arbeit. Das Bett des Baches bestand aus leichtem, tiefem Sande, welcher sich unschwer ausgraben ließ. Wir sahen jetzt erst, dass hinter dem Manne eine Lanze

eingestoßen worden war, an welche man ihm den Hals in der Weise festgebunden hatte, dass er den Kopf nicht nach vorn beugen konnte. So befand sich sein Mund nur drei Zoll über dem Wasser, ohne dass es ihm möglich gewesen wäre, einen einzigen Schluck zu trinken. Außerdem hatte man ihm das Gesicht mit frischem, blutigem Fleische eingerieben, um Insekten anzulocken, die ihn peinigen sollten. Er hatte sich nicht aus seiner Situation befreien können, weil ihm die Hände auf den Rücken und die Füße zusammengebunden worden waren. Das Loch, welches man für ihn gegraben hatte, war zwei Ellen tief. Als wir ihn endlich aus demselben hoben und von den Fesseln befreiten, sank er in Ohnmacht. Kein Wunder, denn man hatte ihn von allen Kleidungsstücken entblößt und seinen Rücken blutrünstig geschlagen. Der arme Mensch kam bald wieder zu sich. Er wurde nach der Stelle getragen, an welcher wir auf den Bach getroffen waren, weil dort gelagert werden sollte. Der Mann

bekam zunächst zu essen. Dann holte ich mein Reservehemd aus der Satteltasche, damit er verbunden werden könne. Nun erst war er imstande, uns die erwünschte Auskunft zu geben.

»Ich bin als Gambusino zuletzt in einer Bonanza (Fundort von Gold oder Silber) tätig gewesen«, sagte er, »welche eine Tag-reise von hier zwischen den Bergen liegt. Ich hatte da einen Kameraden, einen Yankee, namens Harton, welcher - -«

»Harton?«, unterbrach ihn Old Death schnell.

»Wie ist sein Vorname?«

»Fred.«

»Wisst Ihr, wo er geboren wurde und wie alt er ist?«

»In New York ist er geboren und vielleicht sechzig Jahre alt.«

»Wurde davon gesprochen, dass er Familie hat?«

»Seine Frau ist gestorben. Er hat einen Sohn, welcher in Frisco irgendein Handwerk treibt, welches, das weiß ich nicht. Ist Euch der Mann bekannt?«

Old Death hatte seine Fragen in ungemein heftiger Weise ausgesprochen. Seine Augen leuchteten und seine tief eingesunkenen Wangen glühten. Jetzt gab er sich Mühe, ruhig zu erscheinen, und antwortete in gemäßigem Tone:

»Hab' ihn früher einmal gesehen. Soll sich in sehr guten Verhältnissen befunden haben. Hat er Euch nichts davon erzählt?«

»Ja. Er war der Sohn anständiger Eltern und wurde Kaufmann. Er brachte es nach und nach zu einem guten Geschäfte, aber er hatte einen missratenen Bruder, der sich wie ein Blutegel an ihn hing und ihn aussaugte.«

»Habt Ihr erfahren, wie dieser Bruder hieß?«

»Ja. Sein Vorname war Henry«

»Stimmt. Hoffentlich gelingt es mir, Euern Harton einmal zu sehen!«

»Schwerlich. Er wird am längsten gelebt haben, denn die Halunken, welche mich eingruben, haben ihn mit sich genommen.«

Old Death machte eine Bewegung, als ob er aufspringen wolle, doch gelang es ihm, sich

zu beherrschen und in ruhigem Tone zu fragen:

»Wie ist denn das gekommen?«

»So, wie ich es erzählen wollte, bevor ich von Euch unterbrochen wurde. Harton war also Kaufmann, wurde aber von seinem Bruder um sein ganzes Vermögen betrogen. Mir scheint, er liebt noch heute jenen gewissenlosen Buben, der ihn um alles brachte. Nachdem er verarmt war, trieb er sich lange Zeit als Digger in den Placers herum, hatte aber niemals Glück. Dann wurde er Vaquero, kurz, alles Mögliche, aber immer ohne Erfolg, bis er zuletzt unter die Gambusinos ging. Aber zum Abenteurer hat er das Zeug nicht. Als Gambusino ist es ihm noch viel schlechter ergangen als vorher.«

»So hätte er keiner werden sollen!«

»Ihr habt gut reden, Sennor. Millionen Menschen werden das nicht, wozu sie Geschick hätten, sondern das, wozu sie am allerwenigsten taugen. Vielleicht hatte er einen heimlichen Grund, unter die

Gambusinos zu gehen. Sein Bruder ist nämlich einer gewesen, und zwar ein sehr glücklicher. Vielleicht hoffte er, ihn in dieser Weise einmal zu treffen.«

»Das ist Widerspruch. Dieser liederliche Bruder soll ein glücklicher Gambusino gewesen sein und doch seinen Bruder um das ganze Vermögen betrogen haben? Ein glücklicher Gambusino hat doch das Geld in Hülle und Fülle.«

»Ja, aber wenn er es schneller verprasst, als er es findet oder verdient, so ist es eben alle. Er war im höchsten Grade ein Verschwender! Zuletzt kam Harton nach Chihuahua, wo er sich von meinem Prinzipal engagieren ließ. Hier lernte ich ihn kennen und lieb gewinnen. Das ist eine große Seltenheit, denn es lässt sich leicht denken, dass die Gambusinos im höchsten Grade eifersüchtig gegen- und neidisch aufeinander sind. Von dieser Zeit an sind wir miteinander auf Entdeckungen ausgegangen.«

»Wie heißt denn Euer Herr?«

»Davis.«

»Wetter! - Hört mal, Sennor, spricht Ihr auch englisch?«

»So gut wie spanisch.«

»So habt die Güte, englisch zu reden, denn hier sitzen zwei, welche das Spanische nicht verstehen und sich doch außerordentlich für Eure Erzählung interessieren werden.«

Er deutete auf die beiden Langes.

»Warum interessieren?«, fragte der Gambusino.

»Das werdet Ihr sofort erfahren. Hört, Master Lange, dieser Mann ist ein Goldsucher und steht im Dienste eines gewissen Davis in Chihuahua.«

»Was? Davis?«, fuhr Lange auf. »Das ist ja der Prinzipal meines Schwieger-ohnes!«

»Nur nicht so schnell, Sir! Es kann ja mehrere Davis geben.«

»Wenn dieser Master den Davis meint, welcher das einträgliche Geschäft betreibt, Gold- und Silberminen zu kaufen, so gibt es nur einen einzigen dieses Namens«, erklärte der Gambusino.

»So ist er es!«, rief Lange. »Kennt Ihr den

Herrn, Sir?«

»Natürlich! Ich stehe ja in seinem Dienste.«

»Und auch meinen Schwieger-sohn?«

»Wer ist das?«

»Ein Deutscher, namens Uhlmann. Er hat in Freiberg studiert.«

»Das stimmt. Er ist Berg-werksdirektor geworden mit höchst ansehnlichen Tantiemen. Und seit einigen Monaten steht die Sache gar so, dass er nächstens Compagnon sein wird. Ihr seid also sein Schwieger-vater?«

»Natürlich! Seine Frau, die Agnes, ist meine Tochter.«

»Wir nennen sie Sennora Ines. Sie ist uns allen wohl bekannt, Sir! Ich habe gehört, dass ihre Eltern in Missouri wohnen. Wollt Ihr sie besuchen?«

Lange bejahte.

»So braucht Ihr gar nicht nach Chihuahua zu gehen, sondern nach der Bonanza, von welcher ich vorhin gesprochen habe. Habt Ihr denn noch nicht von ihr gehört? Sie gehört ja Eurem Schwieger-ohne! Er machte jüngst einen Erholungsritt in die Berge und

hat dabei ein Goldlager entdeckt, wie man es hier noch nicht gefunden hat. Sennor Davis hat ihm die Arbeitskräfte gegeben, es sofort auszubeuten. Jetzt wird fleißig geschafft, und die Funde sind derart, dass zu vermuten steht, Sennor Davis werde Sennor Uhlmann die Kompagnonschaft antragen, was für beide von größtem Vorteile wäre.«

»Was Ihr da sagt! Will, hörst du es?« Diese Frage galt seinem Sohne. Dieser antwortete nicht. Er schluchzte leise vor sich hin; es waren Freudentränen, welche er weinte.

Natürlich freuten auch wir andern uns außerordentlich über das Glück unserer beiden Gefährten. Old Death zog allerlei Grimassen, welche ich nicht verstehen konnte, obgleich ich sonst die Bedeutung derselben ziemlich genau kannte. Es währte eine Weile, bevor die Aufregung über die Nachricht, dass Langes Schwieger-sohn eine Bonanza entdeckt habe, sich legte. Dann konnte der Gambusino



fortfahren:

»Ich half Harton mit, den Betrieb der Bonanza einzurichten. Dann brachen wir auf, um die Mapimi zu durchsuchen. Wir ritten drei Tage lang in dieser Gegend herum, fanden aber kein Anzeichen, dass Gold vorhanden sei. Heute Vormittag rasteten wir hier am Bache. Wir hatten während der Nacht fast gar nicht geschlafen und waren ermüdet. Wir schliefen somit ein, ohne es zu beabsichtigen. Als wir erwachten, waren wir von einer großen Schar weißer und roter Reiter umgeben.«

»Was für Indianer waren es?«

»Tschimarra, vierzig an der Zahl, und zehn Weiße.«

»Tschimarra! Das sind noch die tapfersten von allen diesen Schelmen. Und sie machten sich an euch zwei arme Teufel? Warum? Leben sie denn in Feindschaft mit den Weißen?«

»Man weiß nie, wie man mit ihnen daran ist. Sie sind weder Freunde noch Feinde. Zwar hüten sie sich sehr wohl, in offene

Feindschaft auszubrechen, denn dazu sind sie zu schwach, aber sie stellen sich auch nie-mals zu uns in ein wirklich gutes Verhältnis, dem man Vertrauen schenken könnte. Und das ist gefährlicher als eine ausgesprochene Feindschaft, da man nie-mals weiß, wie man sich zu verhalten hat.«

»So möchte ich den Grund wissen, euch so zu behandeln. Habt ihr sie beleidigt?«

»Nicht im geringsten. Aber Sennor Davis hatte uns sehr gut ausgerüstet. Jeder hatte zwei Pferde, gute Waffen, Munition, Proviant, Werkzeuge und alles, dessen man zu einem längeren Aufenthalte in einer so öden Gegend bedarf.«

»Hm! Das ist freilich für solches Volk mehr als genug.«

»Sie hatten uns umringt und fragten uns, wer wir seien und was wir hier wollten. Als wir ihnen der Wahrheit gemäß antworteten, taten sie äußerst ergrimmt und behaupteten, die Mapimi gehöre ihnen samt allem, was sich auf und in derselben befinde. Darauf hin verlangten sie die Auslieferung unserer

Habseligkeiten.«

»Und ihr gabt sie hin?«

»Ich nicht. Harton war klüger als ich, denn er legte alles ab, was er besaß; ich aber griff zur Büchse, nicht um zu schießen, denn das wäre bei ihrer Übermacht die reine Tollheit gewesen, sondern nur um sie einzuschüchtern. Ich wurde augenblicklich überwältigt, niedergerissen und bis auf die Haut ausgeraubt. Die Weißen kamen uns nicht zu Hilfe! Aber sie stellten Fragen an uns. Ich wollte nicht antworten und wurde deshalb mit den Lasso gepeitscht. Harton war abermals klüger als ich. Er konnte nicht wissen, was sie beabsichtigten oder beschließen würden. Er sagte ihnen alles, auch das von der neuen Bonanza Sennor Uhlmanns. Da horchten sie auf. Er musste sie ihnen beschreiben. Ich fiel ihm in die Rede, damit er es verschweigen solle. Er merkte nun doch, dass ihnen nicht zu trauen sei, und gab weiter keine Auskunft. Dafür wurde ich gefesselt und hier eingegraben. Harton aber erhielt so lange

Hiebe, bis er alles sagte. Und da sie glaubten, dass er sie doch vielleicht falsch berichtet habe, so nahmen sie ihn mit und drohten ihm mit dem qualvollsten Tode, wenn er sie nicht bis morgen Abend zur Bonanza geführt habe.«

Das Gesicht, welches Old Death jetzt machte, hatte ich bei ihm noch nicht gesehen, obgleich er von mir in allen möglichen Seelenstimmungen beobachtet worden war. Es lag ein Zug finsterster, wildester, unerbittlicher Entschlossenheit auf demselben. Er hatte das Aussehen eines Mörders, welcher sich vornimmt, um keinen Preis Nachsicht mit seinem Opfer zu haben. Seine Stimme klang fast heiser, als er fragte:

»Und glaubt ihr, dass sie von hier aus nach der Bonanza sind?«

»Ja. Sie wollen die Bonanza überfallen und ausrauben. Es sind dort große Vorräte an Munition, Proviant und sonstigen Gegenständen, welche für einen Spitzbuben großen Wert haben. Auch Silber gibt es da

in Menge.«

»Alle Teufel! Sie werden teilen wollen. Die Weißen nehmen das Metall und die Roten das andere. Wie weit ist es bis dahin?«

»Ein tüchtiger Tagesritt, sodass sie morgen Abend dort ankommen können, wenn Harton nicht den Rat befolgt, welchen ich ihm gab.«

»Welchen?«

»Er solle sie einen Umweg führen. Ich dachte, dass doch vielleicht jemand des Weges kommen könne, um mich zu erlösen. In diesem Falle wollte ich ihn bitten, schleunigst nach der Bonanza zu reiten, um die Leute dort zu warnen. Ich selbst hätte freilich nicht mitreiten können, denn ich hatte kein Pferd.«

Der Alte blickte eine kurze Weile sinnend vor sich nieder. Dann sagte er:

»Ich möchte am allerliebsten augenblicklich fort. Wenn man jetzt aufbricht, kann man der Fährte dieser Schufte folgen, aber auch nur, bis es dunkel ist. Könnt Ihr mir dann nicht den Weg so genau beschreiben, dass

ich ihn des Nachts finde?«

Der Mann verneinte und warnte entschieden vor einem nächtlichen Ritt. Old Death beschloss also, bis zum nächsten Morgen zu warten.

»Wir sechzehn«, fuhr er fort, »haben es mit vierzig Roten und zehn Weißen zu tun, macht zusammen fünfzig; da meine ich nicht, dass wir uns fürchten müssen. Wie waren denn die Tschimarra bewaffnet?«

»Nur mit Lanzen, Pfeil und Bogen. Nun aber haben sie uns unsere beiden Gewehre und Revolver abgenommen«, antwortete der Gambusino.

»Das tut nichts, da sie nicht verstehen, mit solchen Waffen umzugehen. Übrigens werden wir uns alle Umstände zunutze machen.

Dazu ist es nötig, zu erfahren, wo und wie die Bonanza liegt. Ihr sagtet, sie sei nur durch einen Zufall zu finden. Das begreife ich nicht. Bei einer Bonanza gibt es wahrscheinlich Wasser. Dieses fließt in einer Schlucht, einem Cañon, und das ist doch in dieser offenen, baumlosen Gegend zu finden.

Beschreibt mir den Ort einmal!«

»Denkt Euch eine tief in den Wald eingeschnittene Schlucht, welche sich in ihrer Mitte erweitert und rund von steilen Kalkfelsen eingeschlossen ist. Diese Kalkfelsen sind ungeheuer reich an Silber-, Kupfer- und Bleilagern. Der Hochwald tritt von allen Seiten bis an die Kante dieser Schlucht heran und sendet sogar Bäume und Sträucher an den Wänden derselben herab. Im Hintergrunde entspringt ein Wasser, welches gleich stark und voll wie ein Bach aus der Erde tritt. Die Schlucht oder vielmehr dieses Tal ist fast zwei englische Meilen lang. Aber trotz dieser bedeutenden Länge gibt es nirgends eine Stelle, an welcher man von oben herniedersteigen könnte. Der einzige Ein- und Ausgang ist da, wo das Wasser aus dem Tale tritt. Und dort schieben sich die Felsen so eng zusammen, dass neben dem Wasser nur Raum für drei Männer oder zwei Reiter bleibt.«

»So ist der Ort doch ungemein leicht gegen

einen Überfall zu verteidigen!«

»Gewiss. Einen zweiten Eingang gibt es nicht, wenigstens nicht für Leute, welche nicht zu den jetzigen Bewohnern des Tales gehören. In der Mitte des Tales wird gearbeitet. Da war es beschwerlich, in gebotenen Fällen stets eine halbe Stunde weit zu gehen, um aus dem Tale zu kommen. Darum hat Sennor Uhlmann einen Aufstieg errichten lassen, welcher an einer geeigneten Stelle angebracht wurde. Dort steigt der Fels nicht senkrecht, sondern stufenweise empor. Der Sennor ließ Bäume fällen und auf die verschiedenen Absätze so herabstürzen, dass sie gegen die Felsen gelehnt liegen blieben. Dadurch wurde eine von oben bis ganz herab gehende Masse von Stämmen, Ästen und Zweigen gebildet, unter deren Schirm man Stufen einhaute. Kein Fremder kann dieselben sehen.«

»Oho! Ich mache mich anheischig, diese famose Treppe sofort zu entdecken. Ihr selbst habt Euch verraten durch das Fällen der Bäume. Wo Bäume künstlich entfernt

worden sind, da müssen sich Menschen befinden oder befunden haben.«

»Wenn Ihr an die betreffende Stelle kommt, so ahnt Ihr gar nicht, dass die Bäume da künstlich mit Hilfe von Seilen, Lassos und unter großer Anstrengung, ja sogar Lebensgefahr hinabgelassen worden sind. Versteht mich wohl! Sie sind nicht im gewöhnlichen Sinne gefällt worden. Kein Stumpf ist zu sehen. Sennor Uhlmann hat sie entwurzeln lassen, sodass sie sich langsam nach der Schlucht neigten und ihren ganzen Wurzelballen aus der Erde hoben. Über dreißig Mann haben dann an den Seilen gehalten, damit der Baum nicht zur Tiefe schmetterte, sondern langsam niederglitt und auf dem Felsenabsatze festen Halt bekam.«

»So viele Arbeiter hat er?«

»Jetzt fast vierzig.«

»Nun, so brauchen wir wegen des Überfalles gar keine Sorge zu haben. Wie hat er denn die Verbindung mit der Außenwelt organisiert?«

»Durch Maultierzüge, welche alle zwei Wochen ankommen, um das Tal mit allem Notwendigen zu versorgen und die Erze fortzuschaffen.«

»Lässt der Sennor den Eingang bewachen?«

»Des Nachts, wenn alles schläft. Übrigens streift ein Jäger, den er zu diesem Zwecke engagiert hat, während des ganzen Tages in der Gegend umher, um die Gesellschaft mit Wildbret zu versorgen. Diesem kann nichts entgehen.«

»Hat Uhlmann Gebäude anlegen lassen?«

»Gebäude nicht. Er wohnt in einem großen Zelte, in welchem sich alle nach der Arbeit versammeln. Ein Nebenzelt bildet den Vorratsraum. Beide stoßen an die Wand des Tales. Und im Halbkreise um dieselben sind einstweilen aus Ästen und dergleichen Hütten errichtet, in denen die Arbeiter kampieren.«

»Aber ein Fremder oben auf der Talkante kann die hellen Zelte sehen!«

»Nein, denn sie sind von dichten Baumkronen überdacht und nicht mit weißem

Zeltleinen, sondern mit dunklem Gummistoffe überzogen.«

»Das will ich eher gelten lassen. Wie steht es mit der Bewaffnung?«

»Vorzüglich. Jeder der Arbeiter hat sein Doppelgewehr nebst Messer und Revolver.«

»Nun, so mögen die lieben Tschimarra immerhin kommen. Freilich ist dazu erforderlich, dass wir eher eintreffen als sie. Wir müssen unsere Pferde morgen anstrengen. Nun aber wollen wir versuchen, den Schlaf zu finden. In Anbetracht dessen, was uns morgen erwartet, müssen wir gut ausgeruht sein und unsere Pferde auch.«

Mir wollte die erwartete Ruhe nicht kommen, obgleich ich während der vorigen Nacht keinen Augenblick hatte schlafen können.

Der Gedanke, morgen Gibson zu erwischen, regte mich auf. Und Old Death schlief auch nicht. Er wendete sich wiederholt von einer Seite auf die andere. Das war ich an ihm gar nicht gewöhnt. Ich hörte ihn seufzen, und zuweilen murmelte er leise Worte vor sich hin, welche ich nicht verstehen konnte,

obgleich ich neben ihm lag. Es gab irgendetwas, was ihm das Herz schwer machte. Sein Benehmen, als auf den Gambusino Harton die Rede gekommen war, war mir aufgefallen, doch war dasselbe dadurch erklärt, dass er diesen Mann kannte. Sollte er zu ihm in noch anderer Beziehung als nur derjenigen eines bloßen Bekannten stehen?

Als wir ungefähr drei Stunden gelegen hatten, bemerkte ich, dass er sich aufrichtete. Er lauschte auf unsern Atem, um sich zu überzeugen, dass wir schliefen. Dann stand er auf und entfernte sich längs des Baches. Der Wachtposten, ein Indianer, hinderte ihn natürlich nicht daran. Ich wartete. Es verging eine Viertelstunde, noch eine, eine dritte, und der Alte kehrte nicht zurück. Dann stand ich auf und schritt ihm nach.

Er war weit fortgegangen. Erst nach zehn Minuten erblickte ich ihn. Er stand am Bache und starrte in den Mond, mit dem Rücken nach mir gewendet. Ich gab mir

keine Mühe, leise aufzutreten, doch dämpfte das Gras meine Schritte. Dennoch hätte er sie hören müssen, wenn ihn seine Gedanken nicht allzu sehr in Anspruch genommen hätten. Erst als ich fast hinter ihm stand, fuhr er herum. Er riss den Revolver aus dem Gürtel und fuhr mich an:

»Alle Teufel! Wer seid Ihr? Was schleicht Ihr Euch hier herum? Wollt Ihr eine Kugel von mir ha - - -«

Er hielt inne. Er musste geistig sehr weit abwesend gewesen sein, da er mich erst jetzt erkannte.

»Ah, Ihr seid es!«, fuhr er fort. »Hätte Euch fast eine Kugel gegeben, denn ich hielt Euch wahrhaftig für einen Fremden. Warum schlaft Ihr denn nicht?«

»Weil mir der Gedanke an Gibson und Ohlert keine Ruhe gibt.«

»So? Glaube es. Na, morgen kommen beide endlich in unsere Hände, oder ich will nicht Old Death heißen. Kann ihnen nicht länger nachlaufen, denn ich muss in der Bonanza bleiben.«

»Ihr! Weshalb? Handelt es sich um ein Geheimnis?«

»Ja.«

»Nun, so will ich nicht in Euch dringen und Euch auch nicht länger stören. Ich hörte Euer Seufzen und Murmeln und dachte, dass ich teilnehmen könne an irgendeinem Herzeleid, welches nicht von Euch lassen will. Gute Nacht, Sir!«

Ich wendete mich zum Gehen. Er ließ mich eine kleine Strecke fort, dann hörte ich:

»Master, lauft nicht fort. Es ist wahr, was Ihr von dem Herzeleid denkt; es liegt mir schwer auf der Seele und will nicht heraus. Ich habe Euch kennengelernt als einen verschwiegenen und gutherzigen Kerl, der mit mir wohl nicht allzu streng ins Gericht gehen will. Darum sollt Ihr jetzt einmal hören, was mich drückt. Alles brauche ich nicht zu sagen, nur einiges; das Übrige werdet Ihr Euch leicht dazu denken können.«

Er nahm meinen Arm unter den seinigen und schritt langsam mit mir am Bache hin.



»Was habt Ihr denn eigentlich für eine Ansicht von mir?«, fragte er dann plötzlich.

»Was denkt Ihr von meinem Charakter, von - von - na, von dem moralischen Old Death?«

»Ihr seid ein Ehrenmann; darum liebe und achte ich Euch.«

»Hm! Habt Ihr einmal ein Verbrechen begangen?«

»Hm!«, brummte nun auch ich. »Die Eltern und Lehrer geärgert. Dem Nachbar durch den Zaun in den Obstgarten gekrochen. Andere Buben, welche nicht meiner Meinung waren, weidlich durchgewalkt, und so weiter!«

»Schwätzt nicht dummes Zeug! Ich spreche von wirklichen Verbrechen, kriminell strafbar.«

»Auf so etwas kann ich mich freilich nicht besinnen.«

»Dann seid Ihr ein außerordentlich glücklicher Mensch, Sir. Ich beneide Euch; es ist eine Strafe, ein böses Gewissen zu haben! Kein Galgen und kein Zuchthaus

reicht da hinan!«

Er sagte das in einem Tone, welcher mich tief erschütterte.

Ja, dieser Mann schleppte das Andenken eines schweren Verbrechens mit sich herum, sonst hätte er nicht in diesem entsetzlichen Tone sprechen können. Ich sagte nichts. Es verging eine Weile, bis er fortfuhr:

»Master, vergesst das nicht: Es gibt eine göttliche Gerechtigkeit, gegen welche die weltliche das reine Kinderspiel ist. Das ewige Gericht sitzt im Gewissen und donnert einem bei Tag und bei Nacht den Urteilspruch zu. Es muss heraus; ich muss es Euch sagen. Und warum grad Euch? Weil ich trotz Eurer Jugend ein großes Vertrauen zu Euch habe. Und weil es mir in meinem Innern ganz so ist, als ob morgen etwas passieren werde, was den alten Scout verhindern wird, seine Sünden zu bekennen.«

»Seid Ihr des Kuckucks, Sir? Ihr habt doch nicht etwa gar eine Todesahnung?«

»Ja, die habe ich«, nickte er. »Ihr habt gehört, was der Gambusino vorhin von dem

Kaufmanne Harton erzählte. Was haltet Ihr von dem Bruder dieses Mannes?«  
Jetzt ahnte ich das Richtige; darum antwortete ich in mildem Tone:  
»Er war jedenfalls leichtsinnig.«  
»Pshaw! Damit wollt Ihr wohl ein mildes Urteil sprechen? Ich sage Euch, der Leichtsinnige ist viel gefährlicher als der wirklich boshaft Schlechte. Der Schlechte kennzeichnet sich bereits von Weitem; der Leichtsinnige ist aber meist ein liebenswürdiger Kerl; darum ist er gemeingefährlicher als der Erstere. Tausend Schlechte können gebessert werden, denn die Schlechtigkeit hat Charakter, bei welchem die Zucht anzufassen vermag. Unter tausend Leichtsinnigen aber kann kaum einer gebessert werden, denn der Leichtsinn hat keinen Halt, keine feste Handhabe, an welcher er zu fassen und auf bessere Wege zu bringen ist. Eigentlich schlecht bin ich nie gewesen, aber leichtsinnig, bodenlos leichtsinnig, denn jener Henry Harton, der seinen Bruder um alles, alles brachte, der

war - ich, ich, ich!«  
»Aber, Sir, Ihr habt mir einen andern Namen genannt!«  
»Ganz natürlich! Ich nenne mich anders, weil ich den Namen, den ich trug, entehrt habe. Kein Verbrecher spricht gern von dem, an dem er sich versündigt hat. Könnt Ihr Euch besinnen, was ich Euch noch in New-Orleans sagte, nämlich, dass meine brave Mutter mich auf den Weg zum Glück gesetzt, ich aber dasselbe auf einem ganz andern Weg gesucht habe?«  
»Ich erinnere mich.«  
»So will ich nicht viele Worte machen. Meine sterbende Mutter zeigte mir den Weg der Tugend, ich aber wandelte denjenigen des Leichtsinnes. Ich wollte reich werden, wollte Millionen besitzen. Ich spekulierte ohne Verstand und verlor mein väterliches Erbteil und meine kaufmännische Ehre. Da ging ich in die Diggins. Ich war glücklich und fand Gold in Menge. Ich verschleuderte es ebenso schnell, wie ich es erworben hatte, denn ich wurde leidenschaftlicher

Spieler. Ich plagte mich monatelang in den Diggins ab, um das Gewonnene auf eine einzige Nummer zu setzen und in fünf Minuten zu verspielen. Das genügte mir nicht. Die Placers ergaben keine solche Summen, wie ich haben wollte. Hunderttausend Dollars wollte ich verrückter Kerl setzen, um die Bank und dann alle übrigen Banken zu sprengen. Ich ging nach Mexiko und wurde Gambusino und hatte geradezu empörendes Glück, aber ich verspielte alles. Dieses Leben richtete mich körperlich zugrunde. Dazu kam, dass ich Opiumraucher geworden war. Ich war vordem ein starker, muskulöser Kerl, ein Riese. Ich kam herab bis auf den Lumpen. Ich konnte nicht mehr weiter. Kein Mensch wollte mich mehr ansehen, aber alle Hunde bellten mich an. Da begegnete ich meinem Bruder, welcher ein Geschäft in Frisco hatte. Er erkannte mich trotz meiner gegenwärtigen Erbärmlichkeit und nahm mich mit in sein Haus. Hätte er es doch nicht getan! Hätte er mich verderben lassen! Alles Unglück

wäre ihm und mir aller Gewissensjammer erspart geblieben!«  
Er schwieg eine Weile. Ich sah, wie seine Brust arbeitete, und fühlte herzliches Mitleid mit ihm.  
»Ich war gezwungen, gut zu tun«, fuhr er dann fort. »Mein Bruder glaubte, ich sei vollstendig gebessert, und gab mir eine Anstellung in seinem Geschäft. Aber der Spielteufel schlummerte bloß, und als er erwachte, nahm er mich fester in seine Krallen als zuvor. Ich griff die Kasse an, um das Glück zu zwingen. Ich gab falsche Wechsel aus, um das Geld dem Moloch des Spieles zu opfern. Ich verlor, verlor und verlor, bis keine Rettung mehr möglich war. Da verschwand ich. Der Bruder bezahlte die gefälschten Wechsel und wurde dadurch zum Bettler. Auch er verschwand mit seinem kleinen Knaben, nachdem er sein Weib begraben hatte, welche aus Schreck und Herzeleid gestorben war. Das erfuhr ich freilich erst nach Jahren, als ich mich einmal wieder nach Frisco wagte. Der

Eindruck dieser Kunde warf mich auf bessere Wege. Ich hatte wieder als Gambusino gearbeitet und war glücklich gewesen. Ich kam, um Schadenersatz zu leisten, und nun war der Bruder verschwunden. Von da an habe ich ihn gesucht allüberall, ihn aber nicht gefunden. Dieses ruhelose Wanderleben bildete mich aus zum Scout. Ich bin auch vielen in moralischer Beziehung ein Scout geworden. Das Spiel habe ich gelassen, aber das Opium nicht. Ich bin nicht mehr Raucher, sondern Opiumesser. Ich mische das Gift in den Kautabak und genieße es jetzt nur noch in verschwindend kleinen Gaben. So, da habt Ihr mein Bekenntnis. Nun speit mich an, und tretet mich mit den Füßen; ich habe nichts dagegen, denn ich habe es verdient!«

Er ließ meinen Arm los, setzte sich in das Gras nieder, stemmte die Ellbogen auf die Knie und legte das Gesicht in die Hände. So saß er lange, lange Zeit, ohne einen Laut hören zu lassen. Ich stand dabei mit

Gefühlen, welche sich gar nicht beschreiben lassen. Endlich sprang er wieder auf, stierte mich mit geisterhaftem Blicke an und fragte: »Ihr steht noch hier? Graut es Euch denn nicht vor diesem elenden Menschen?«

»Grauen? Nein. Ihr tut mir herzlich leid, Sir. Ihr habt viel gesündigt, aber auch viel gelitten, und Eure Reue ist ernst. Wie könnte ich, wenn auch nur im Stillen, mir ein Urteil anmaßen. Ich bin ja selbst auch Sünder und weiß nicht, welche Prüfungen mir das Leben bringt.«

»Viel gelitten! Ja, da habt Ihr recht, sehr, sehr recht! O du lieber Herr und Gott, was sind die Töne aller Posaunen der Welt gegen die nie ruhende Stimme im Innern eines Menschen, welcher sich einer schweren Schuld bewusst ist. Ich muss büßen und gutmachen, soviel ich kann. Morgen soll ich endlich den Bruder sehen. Mir ist, als ob mir eine neue Sonne aufgehe, keine irdische. Aber das alles geht Euch nichts an. Es ist et was anderes, was ich Euch sagen und um was ich Euch bitten

muss. Wollt Ihr mir diesen Wunsch erfüllen?«

»Von Herzen gern!«

»So hört, was ich Euch sage! Es gibt einen sehr triftigen Grund, dass ich selbst dann, wenn ich für einige Zeit einmal kein Pferd besitze, meinen Sattel mit mir schleppe.

Wenn man das Futter desselben aufschneidet, so gelangt man zu Gegenständen, welche ich für meinen Bruder, aber auch nur für ihn allein, bestimmt habe. Wollt Ihr Euch das merken, Sir?«

»Eure Bitte ist eine höchst bescheidene.«

»Nicht so sehr. Aber vielleicht erfahrt Ihr noch, welch ein Vertrauen ich in Euch setze, indem ich Euch bitte, das nicht zu vergessen. Und nun geht, Sir! Lasst mich allein! Es ist mir ganz so, als ob ich noch während dieser Nacht mein Schuldbuch durchlesen müsse. Morgen ist vielleicht keine Zeit mehr dazu. Es gibt Ahnungen, Ahnungen, denen man es sofort anmerkt, dass sie die Verkünderinnen der Wahrheit sind. Ich bitte Euch, geht! Schlaft in Gottes

Namen; Ihr habt kein böses Gewissen. Gute Nacht, Sir!«

Ich kehrte langsam zum Lager zurück und legte mich dort nieder. Wohl erst nach Stunden schlief ich ein, kurz vor dem Morgengrauen, und noch war der Alte nicht da. Als geweckt wurde, saß er bereits auf seinem Pferde, als ob er große Eile habe, seine Todesahnung in Erfüllung gehen zu lassen. Der Gambusino erklärte, dass er sich, außer einigen Schmerzen auf dem Rücken, ganz frisch und gesund fühle. Er erhielt eine Pferdedecke wie einen Frauenrock umgeschnallt und darüber eine zweite Decke als Mantel. Ein Apache nahm ihn zu sich auf das Pferd; dann brachen wir auf.

Wir kamen von Neuem durch Cañons, in deren Tiefen wir fast bis zur Mittagszeit ritten. Sodann aber hatten wir dieses schwierige Terrain wenigstens für heute hinter uns. Es gab grasige Ebenen, über welche wir stundenlang ritten und aus denen einzelne Berge aufstiegen. Bis dahin hatten

wir stets die Fährte der Tschimarra vor den Pferdehufen.

Nun aber ließ uns der Gambusino halten und sagte in befriedigtem Tone:

»Hier müssen wir die Spur verlassen. Harton hat meinen Rat befolgt und einen Umweg eingeschlagen. Wir aber biegen nach rechts ab, wohin der gerade Weg führt.«

»Well! Folgen wir also nun Eurer Richtung.«

Im Nordwesten, wohin wir jetzt ritten, lagerten bläuliche Massen am Horizonte. Der Gambusino erklärte, dass es Berge seien.

Aber dieselben waren so weit entfernt, dass wir erst nach Stunden merkten, dass wir

ihnen näher kamen. Kurz nach Mittag wurde eine kleine Rast gehalten; dann ging es mit

erneuter Schnelligkeit weiter. Endlich sahen

wir den ersten, freilich ziemlich dünnen

Strauch. Bald fanden wir mehrere, und dann

ging es über grüne Prärien, in denen hier

und da Inseln von Gebüsch zu umreiten

waren. Wir lebten von Neuem auf. Wirklich

bewundernswert aber hielten sich unsere

Pferde. Das waren freilich noch ganz andere

Tiere als diejenigen, welche uns Sennor Atanasio gegeben hatte. Sie trabten so frisch dahin, als ob sie soeben erst vom Lagerplatze kämen.

Die Berge waren uns mittlerweile näher getreten. Es war aber auch Zeit dazu, denn die Sonne neigte sich bereits zu ihren Spitzen nieder. Da sahen wir den ersten

Baum. Er stand mitten auf der Prärie, mit von den Stürmen zerfetzten Ästen. Aber wir begrüßten ihn als Vorboten des

willkommenen Waldes. Bald rechts, bald

links, bald grad vor uns erblickten wir

andere, welche hier näher zusammen, dort

weiter auseinander traten und endlich einen

lichten Hain bildeten, dessen Boden

lehnenartig emporstieg und uns auf eine

Höhe brachte, jenseits welcher das Terrain

steil in ein nicht zu tiefes Tal abfiel. Da

hinunter mussten wir, um es zu

durchkreuzen. Dort aber stieg der Boden

langsam zu einer beträchtlichen Höhe an.

Sie war nackt und kahl, trug aber eine

grüne Waldkrone auf ihrem Rücken. Längs

dieses lang gedehnten Rückens ging es nun unter Bäumen hin und dann in eine steile Tiefe hinab. Dann kamen wir durch eine Schlucht hinauf auf eine kleine, baumfreie und grasbewachsene Hochebene. Kaum hatten die Hufe unserer Pferde sie betreten, so sahen wir einen Strich, welcher sich quer über unsere Richtung durch das Gras zog. »Eine Fährte!«, rief der Gambusino. »Wer mag hier geritten sein?« Er stieg ab, um sie zu untersuchen. »Kann es sehen, ohne abzustiegen«, zürnte Old Death. »So eine Fährte kann nur eine Truppe machen, welche über vierzig Reiter zählt. Wir kommen also zu spät.« »Meint Ihr wirklich, dass es die Tschimarra gewesen sind?« »Ja, das meine ich sogar sehr, Sennor!« Winnetou stieg auch ab. Er schritt die Spur eine Strecke weit ab und berichtete sodann: »Zehn Bleichgesichter und viermal so viel Rote. Seit sie hier vorüberkamen, ist die Zeit einer Stunde vergangen.« »Nun, was sagt Ihr dazu, Sennor

Gambusino?«, fragte Old Death. »Wenn es auch wirklich so ist, so können wir ihnen doch noch zuvorkommen«, antwortete der Gefragte. »Auf jeden Fall rekognoszieren sie doch vor dem Angriff. Und das erfordert Zeit.« »Sie werden Harton zwingen, ihnen alles zu beschreiben, sodass sie nicht mit langem Suchen ihre Zeit zu verschwenden haben.« »Aber Indianer greifen ja stets erst vor Tagesgrauen an.« »Bleibt mir mit Eurem Tagesgrauen vom Leibe! Ich sagte Euch ja, dass Weiße bei ihnen sind! Die werden sich den Teufel um die Angewohnheiten der Roten kümmern. Ich möchte wetten, dass sie sogar am hellen Tage in die Bonanza gehen. Macht also, dass wir vorwärts kommen!« Jetzt wurden die Sporen eingesetzt, und wir flogen über die Ebene dahin, in ganz anderer Richtung, als die Tschimarra geritten waren. Harton hatte sie nicht nach dem Eingange der Bonanza geführt, sondern war beflissen gewesen, sie nach der hintersten



Kante des Tales zu bringen. Den Eingang suchten nun hingegen wir so schnell wie möglich zu erreichen. Leider aber stellte sich jetzt die Dunkelheit mit großer Schnelligkeit ein. Auf der Ebene ging es noch. Aber wir kamen wieder in Wald, ritten unter den Bäumen auf, wie sich ganz von selbst versteht, völlig ungebahntem Boden, bald aufwärts, bald wieder niederwärts und mussten uns endlich ganz und gar auf den jetzt voranschreitenden Gambusino und die Augen unserer Pferde verlassen. Aber die Äste und Zweige waren uns im Wege. Sie schlugen uns in die Gesichter und konnten uns leicht von den Pferden schnellen. Darum stiegen auch wir ab und gingen zu Fuße, die Pferde hinter uns herführend, den gespannten Revolver in der freien Hand, da wir gewärtig sein mussten, jeden Augenblick auf die Feinde zu stoßen. Endlich hörten wir Wasser rauschen.

»Wir sind am Eingange«, flüsterte der Gambusino. »Nehmt euch in Acht! Rechts ist das Wasser. Geht einzeln und haltet euch

links an den Felsen!«

»Schön!«, antwortete Old Death. »Steht denn kein Nachtposten hier?«

»Jetzt noch nicht. Es ist nicht Schlafenszeit.«

»Schöne Wirtschaft das! Und noch dazu in einer Bonanza! Wie ist nun der Weg? Es ist stockfinster.«

»Immer grad aus. Der Boden ist eben. Es gibt kein Hindernis mehr, bis wir an das Zelt gelangen.«

Wir sahen in der Dunkelheit nur so viel, dass wir einen freien Talboden vor uns hatten. Links stiegen finstere Massen hoch empor. Das war die Bergeswand. Rechts rauschte das Wasser. Bis zu der dortigen Seite des Berges konnten wir nicht sehen. So gingen wir weiter, die Pferde noch immer an den Zügeln führend. Ich schritt mit Old Death und dem Gambusino voran. Da war es mir, als ob ich eine Gestalt wie einen Hund zwischen uns und den Felsen dahinhuschen sähe, nur für einen Augenblick. Ich machte die anderen darauf

aufmerksam. Sie blieben stehen und lauschten. Nichts war zu hören.

»Die Finsternis täuscht«, sagte der Gambusino. »Übrigens ist hinter uns die Stelle, an welcher sich der verborgene Aufstieg befindet.«

»So kann die Gestalt von dorthier gekommen sein«, sagte ich.

»Wenn das der Fall ist, so hätten wir nichts zu sorgen; es wäre ein Freund gewesen. Ein Bewohner des Tales hat aber jetzt hier nichts zu suchen. Ihr habt Euch geirrt, Sennor.«

Damit war die Sache abgemacht, welche für uns so verhängnisvoll werden sollte, wenigstens für einen von uns. Nach kurzer Zeit sahen wir einen unbestimmten Lichtschimmer, den Schein der Lampen, welcher durch die Zeltdecke drang. Stimmen ertönten. Wir drei waren voran.

»Erwartet die andern«, sagte Old Death zu dem Gambusino. »Sie mögen vor dem Zelte halten bleiben, bis wir Sennor Uhlmann benachrichtigt haben.«

Der Hufschlag unserer Pferde musste im Innern des Zelteltes gehört werden, dennoch wurde die Türe nicht zurückgeschlagen.

»Kommt mit herein, Sir!«, meinte der Alte zu mir. »Wollen sehen, welche Freude und Überraschung wir anrichten.«

Man sah von außen, an welcher Stelle sich die Türe, der Vorhang, befand. Old Death trat ein, mir voran.

»Da sind sie schon!«, rief eine Stimme.

»Lasst ihn nicht herein!«

Noch während dieser Worte fiel ein Schuss. Ich sah, wie der Scout sich mit beiden Händen an den Rahmen des Vorhanges krampfte, ich sah zugleich mehrere Gewehre nach der Türe gerichtet. Der Alte konnte sich nicht aufrecht erhalten; er glitt zu Boden.

»Meine Ahnung --- mein Bruder --- Vergebung --- im Sattel - - -!«, stöhnte er.

»Sennor Uhlmann, um Gottes willen, schießt nicht!«, schrie ich auf. »Wir sind Freunde, Deutsche! Euer Schwieger-vater und Schwager sind mit uns. Wir kommen, Euch

vor dem beabsichtigten Überfalle zu schützen.«

»Herrgott! Deutsche«, antwortete es innen.

»Ist es wahr?«

»Ja, schießt nicht. Lasst mich ein, nur mich ganz allein!«

»So kommt! Aber kein anderer mit.«

Ich trat hinein. Da standen wohl an die zwanzig Männer, alle mit Flinten bewaffnet. Drei von der Zeltdecke hängende Lampen brannten. Ein junger Mann trat mir entgegen. Neben ihm stand ein ganz herabgekommen aussehender Mensch.

»War der dabei, Harton?«, fragte der Erstere den Zweiten.

»Nein, Sennor!«

»Unsinn!«, rief ich. »Haltet kein Examen. Wir sind Freunde, aber die Feinde sind hinter uns. Sie können jeden Augenblick kommen. Ihr nennt diesen Mann Harton. Ist er derjenige, welchen die Tschimarra schon seit längerer Zeit mit sich schleppten?«

»Ja, er ist ihnen entkommen. Er trat vor kaum zwei Minuten hier bei uns ein.«

»So seid Ihr an uns vorüber geschlichen, Master Harton. Ich sah Euch. Die andern glaubten mir nicht. Wer hat geschossen?«

»Ich«, antwortete einer der Männer.

»Gott sei Dank!«, atmete ich auf, denn ich hatte bereits gedacht, dass der eine Bruder den andern erschossen habe. »Ihr habt einen Unschuldigen getötet, einen Mann, welchem ihr eure Rettung dankt!«

Da traten die beiden Langes herein, mit ihnen der Gambusino, die sich draußen nicht halten ließen. Es gab eine wirre überlaute Freudenszene. Aus den umliegenden Hütten kamen die übrigen Bewohner des Tales herbei. Ich musste ein Machtwort sprechen, um Ruhe hervorzubringen. Old Death war tot, grad durch das Herz geschossen. Der Neger Sam brachte seine Leiche herein und legte sie unter lautem Klagen mitten unter uns nieder. Zwei Frauen waren aus einer Abteilung des Zeltes gekommen. Die eine trug ein Knäbchen. Sie war die Wärterin. Die andere lag in den Armen ihres Vaters und Bruders.

Unter diesen Umständen durfte ich mich nur auf mich selbst verlassen. Ich fragte Harton, wie es ihm gelungen sei, zu entkommen.

Während die andern unter sich herumfuhren und sprachen, erklärte er mir:

»Ich führte sie irre und brachte sie hinauf in den Wald hinter dem Tale. Dort lagerten sie, während der Häuptling rekognoszieren ging, und als es dunkel geworden war, brachen sie auf. Sie ließen ihre Pferde mit einigen Wachen zurück. Bei den Letzteren lag ich mit gebundenen Händen und Füßen. Es gelang mir, die Hände frei zu bekommen und dann die Füße auch. Dann huschte ich fort, schnell zur geheimen Treppe und ins Tal hinab. Da kam ich an euch vorüber und hielt euch für die Feinde, eilte hierher, fand die meisten der Arbeiter hier versammelt und meldete ihnen den Überfall. Der Erste, welcher eintreten wollte, wurde erschossen.«

»Wäret Ihr geblieben, wo der Pfeffer wächst! Ihr habt großes Unheil angerichtet. Nach dem, was Ihr sagt, können die Kerle jeden Augenblick hier sein. Man muss Ordnung

schaffen.«

Ich wendete mich natürlich an Uhlmann selbst, den Mann, welcher bei meinem Eintritte neben Harton gestanden hatte. In fliegender Eile unterrichtete ich ihn über die Sachlage, und mit seiner Hilfe waren in weniger als zwei Minuten die Vorbereitungen getroffen. Unsere Pferde wurden weiter hinter ins Tal geschafft. Die Apachen postierten sich hinter das Zelt, zu ihnen die Arbeiter Uhlmanns. Old Deaths Leiche kam wieder hinaus. Ein Fässchen Petroleum und eine Flasche Benzin wurden hinaus an den Bach geschafft. Den Deckel des Fasses entfernte man, und ein Mann stand dabei, welcher den Befehl erhielt, auf einen bestimmten Zuruf das Benzin in das Petroleum zu gießen und anzubrennen. Sobald die Masse brenne, sollte er das Fass in den Bach stoßen. Das brennende Öl musste mit dem Wasser fortgeführt werden und das ganze Tal erleuchten.

So standen jetzt mehr als fünfzig Mann bereit, die Feinde zu erwarten, denen wir an

Zahl gleich, an Waffen aber weit überlegen waren. Einige schlaue und erfahrene Arbeiter waren gegen den Eingang beordert worden, um die Ankunft der Feinde zu melden.

An der Hinterwand des Zelte wurden die untern Ringe gelockert, um daselbst aus- und eingehen zu können.

Die Frauen waren mit dem Kinde natürlich nach dem Hintergrunde des Tales in Sicherheit gebracht worden. Ich saß mit Uhlmann, Winnetou und den beiden Langes allein im Zelte. Sam war bei den Apachen geblieben. Seit wir warteten, mochten wohl zehn Minuten vergangen sein. Da kam einer der Leute, welche wir nach vorn gesandt hatten. Er meldete uns, dass er zwei Weiße bringe, welche Sennor Uhlmann ihre Aufwartung machen wollten. Hinter diesen Weißen aber habe sich eine Bewegung bemerkbar gemacht, aus welcher zu schließen sei, dass auch die andern im Anzuge sich befänden. Sie erhielten den Bescheid, einzutreten. Ich aber versteckte mich mit den beiden Langes und Winnetou

in der Nebenabteilung des Zelte.

Ich sah - - Gibson mit William Ohlert eintreten. Sie wurden höflich bewillkommenet und zum Sitzen eingeladen, was sie auch taten. Gibson nannte sich Gavilano und gab sich für einen Geographen aus, welcher mit seinem Kollegen diese Berge besuchen wolle. Er habe sein Lager in der Nähe aufgeschlagen und da sei ein gewisser Harton, ein Gambusino, zu ihm gekommen. Von diesem habe er erfahren, dass sich hier eine ordentliche Wohnung befinde. Sein Kollege sei krank, und so habe er sich von Harton herführen lassen, um Sennor Uhlmann zu bitten, den Kollegen für diese Nacht bei sich aufzunehmen.

Ob dies klug oder albern ausgedacht sei, das zu beurteilen, nahm ich mir nicht die Zeit. Ich trat aus meinem Verstecke hervor. Bei meinem Anblicke fuhr Gibson empor. Er starrte mich mit dem Ausdrücke des größten Entsetzens an.

»Sind die Tschimarra auch krank, welche hinter Euch kommen, Master Gibson?«,

fragte ich ihn. »William Ohlert wird nicht nur hier bleiben, sondern mit mir gehen. Und Euch nehme ich auch mit.«

Ohlert saß wie gewöhnlich ganz teilnahmslos da. Gibson aber fasste sich schnell.

»Schurke!«, schrie er mich an. »Verfolgst du ehrliche Leute auch hierher! Ich will - - -«

»Schweig, Mensch!«, unterbrach ich ihn. »Du bist mein Gefangener!«

»Noch nicht!«, entgegnete er wütend. »Nimm zunächst das!«

Er hatte sein Gewehr in der Hand und holte zum Kolbenhiebe aus. Ich fiel ihm in den Arm. Er erhielt dadurch eine halbe

Wendung; der Kolben sauste nieder und traf den Kopf Ohlerts, welcher Letzterer sofort zusammenbrach. Im nächsten Augenblicke

drängten sich einige Arbeiter von hinten in das Zelt herein. Sie richteten ihre Gewehre auf Gibson, den ich noch gefasst hielt.

»Nicht schießen!«, rief ich, da ich ihn ja lebendig haben wollte. Aber es war zu spät. Ein Krach und er stürzte aus meinen Armen, durch den Kopf geschossen, tot zu Boden.

»Nichts für ungut, Herr! So ist es hierzulande Sitte!«, sagte derjenige, welcher geschossen hatte.

Als ob der Schuss ein Signal gewesen sei, was vielleicht auch zwischen Gibson und seinen Komplizen verabredet worden war, erhob sich unweit der Hütte ein indianisches Kriegsgeheul. So weit waren die Tschimarra mit den verbündeten Weißen bereits vorgedrungen.

Uhlmann stürzte hinaus; die andern hinter ihm her. Ich hörte seine Stimme erschallen. Schüsse fielen, Menschen schrien und fluchten. Ich war mit Ohlert allein im Zelte. Ich kniete bei ihm, um zu sehen, ob er tot sei. Sein Puls ging noch. Das beruhigte mich. Nun konnte ich am Kampfe teilnehmen.

Als ich hinauskam, bemerkte ich, dass dies gar nicht nötig war. Das Tal war von dem im Bache brennenden Petroleum fast tageshell erleuchtet. Die Feinde waren ganz anders empfangen worden, als sie gedacht hatten. Die meisten von ihnen lagen am

Boden; die andern flohen, verfolgt von den Siegern, dem Ausgange zu. Hier oder da rang ein einzelner der Angreifer gegen zwei oder drei von Uhlmanns Leuten, aber freilich ohne Hoffnung auf Erfolg.

Dieser Letztere stand neben dem Zelte und schickte eine Kugel nach der andern dahin, wo er ein Ziel sah. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass es ratsam sei, einen Trupp seiner Leute mit Harton als Führer mittels des geheimen Aufstieges zu den Pferden der Feinde zu senden, um sich derselben zu bemächtigen. Dort konnte man auch diejenigen empfangen, denen es gelingen sollte, durch den Ausgang aus dem Tale zu entkommen. Er pflichtete diesem Rate bei und befolgte denselben auf der Stelle.

Kaum drei Minuten waren seit dem ersten Schusse vergangen und schon war der Platz gesäubert.

Gern gehe ich über das nun Folgende hinweg. Bilder, bei deren Anblick sich das Menschenherz empört, soll man weder mit

dem Pinsel noch mit der Feder malen. Das wahre Christentum untersagt es selbst dem Sieger, sich an seinem Triumph zu ergötzen.

Dem abgesandten Trupp war es leicht gelungen, sich der Pferde zu bemächtigen. Diese Leute blieben während der Nacht bei denselben. Nur Harton kehrte zurück. Er hatte keine Ahnung, wer unsererseits der einzige Tote des heutigen Abends war, der noch dazu infolge eines Missverständnisses von der Kugel eines Freundes getötet worden war. Ich ging mit ihm hinaus in das Tal, wo einige indessen angezündete Feuer brannten, schritt mit ihm nach einer dunkeln Stelle, wo wir uns niedersetzten, und teilte ihm mit, was er erfahren musste.

Er weinte wie ein Kind, laut und herzbrechend. Er hatte seinen Bruder stets geliebt, hatte ihm alles längst vergeben und war nur in der Hoffnung Gambusino geworden, ihn in der Ausübung dieses Berufes da oder dort einmal zu treffen. Ich musste ihm alles erzählen, von meinem



ersten Zusammentreffen mit dem Scout bis zu dem letzten Augenblicke, an welchem den Reuigen die irrende Kugel traf. Jedes Wort wollte er wissen, was zwischen ihm und mir gewechselt worden war, und als wir dann nach mehr als einer Stunde zum Zelte gingen, um den Toten zu sehen, bat er mich, ihn so in mein Herz zu schließen, wie ich es mit seinem armen Bruder getan hatte.

Am Morgen wurde Old Deaths Sattel herbeigeholt. Unter vier Augen schnitten wir das Futter los. Wir fanden eine Briefftasche. Sie war dünn, aber trotzdem sehr reichen Inhaltes. Der Tote hinterließ seinem Bruder Bankanweisungen zu sehr bedeutender Höhe und, was die Hauptsache war, die genaue Beschreibung und den minutiös gezeichneten Situationsplan einer Stelle in der Sonora, an welcher Old Death eine vielverheißende Bonanza entdeckt hatte. Von diesem Augenblicke an war Fred Harton ein steinreicher Mann.

Welche Pläne Gibson eigentlich mit William

Ohlert verfolgt hatte, das war nun nicht zu erfahren. Selbst seine Schwester Felisa Perillo, zu welcher sein Weg doch wahrscheinlich hatte führen sollen, wäre nicht imstande gewesen, einen Aufschluss zu erteilen. Ich fand bei ihm all die in Banknoten erhobenen Summen, natürlich abzüglich dessen, was er für die Reise ausgegeben hatte.

Ohlert lebte zwar, aber er wollte nicht aus seiner Betäubung erwachen. Es stand zu erwarten, dass ich aus diesem Grunde hier einen längeren Aufenthalt zu nehmen gezwungen sein werde. Das war mir eigentlich gar nicht unlieb. Ich konnte mich von den Strapazen erholen und das Leben und Treiben einer Bonanza gründlich kennenlernen, bis der Zustand Ohlerts es erlaubte, ihn nach Chihuahua in die Pflege eines tüchtigen Arztes zu geben.

Old Death wurde begraben. Wir errichteten ihm ein Grabmal mit einem Kreuze aus silberhaltigem Erze. Sein Bruder trat aus dem Dienste Uhlmanns, um sich zunächst

nach den Anstrengungen seines Gambusino-lebens in Chihuahua einige Zeit zu pflegen.

Groß war das Glück, welches Uhlmann und dessen Frau über die Ankunft ihrer beiden Verwandten empfanden. Sie waren liebe, gastfreundliche Leute, denen dieses Glück zu gönnen war. Als Fred Harton sich von ihnen und mir verabschiedete, bat er mich, ihn zur Aufsuchung der Bonanza in die Sonora zu begleiten. Ich konnte keine entscheidende Antwort geben und vertröstete ihn auf meine Ankunft in Chihuahua. Winnetou beschloss, bei mir zu bleiben, und schickte seine zehn Apachen heim. Sie wurden von Uhlmann reich beschenkt. Der Neger Sam reiste mit Harton ab. Er hatte seinen Auftrag jedenfalls glücklich ausgeführt. Ob er zu Sennor Cortesio zurückgekehrt ist, weiß ich nicht. -

- -

Und zwei Monate später saß ich bei dem guten Religioso (Ordensbruder) Benito von der Kongregation El buono Pastor in Chihuahua. Ihm, dem berühmtesten Arzte der

nördlichen Provinzen, hatte ich meinen Patienten gebracht, und es war ihm gelungen, denselben voll-ständig herzustellen. Ich sage voll-ständig, denn wunderbarerweise hatte sich mit der leiblichen Heilung auch das geistige Normalbefinden eingestellt. Es war, als sei mit dem Kolbenhiebe die unglückselige Monomanie, ein wahnsinniger Dichter zu sein, erschlagen worden. Er war munter und wohl-auf, sogar zuweilen lustig, und sehnte sich nach seinem Vater. Ich hatte ihm noch nicht gesagt, dass ich denselben erwarte. Es war natürlich ein Bericht von mir abgegangen, und darauf hatte ich die Nachricht erhalten, dass er selbst kommen werde, um seinen Sohn abzuholen. Nebenbei hatte ich ihn gebeten, mir bei Master Josy Tailor meine Entlassung zu erwirken. Es war mir doch die Lust gekommen und von Tag zu Tag gewachsen, mit Harton in die Sonora zu gehen. Dieser Letztere kam täglich, um uns beide und den lieben Pater zu besuchen. Er hatte eine wahrhaft rührende Freundschaft zu mir

gefasst und freute sich ganz besonders auch über die Gesundung unseres Patienten.

In Beziehung hierauf musste man allerdings gestehen, dass ein wahres Wunder geschehen sei. Ohlert wollte das Wort >Dichter< nicht mehr hören. Er konnte sich an jede Stunde seines Lebens erinnern; die Zeit aber von seiner Flucht mit Gibson bis zu seinem endlichen Erwachen in der Bonanza bildete ein voll-ständig leeres Blatt in seiner Erinnerung.

Also heute saßen wir auch zusammen, der Pater, Ohlert, Harton und ich. Wir erzählten von unsern Erlebnissen und Hoffnungen. Da klopfte der Famulus an, öffnete und schob einen Herrn herein, bei dessen Anblick William einen Freudenschrei ausstieß.

Welchen Schmerz und welche Sorgen er dem Vater bereitet hatte, wusste er eigentlich nur durch mich. Er warf sich weinend in seine Arme. Wir andern aber gingen still hinaus.

Später gab es Zeit, uns auszusprechen und alles zu erzählen. Vater und Sohn saßen

Hand in Hand dabei. Der Erstere brachte mir die erbetene Entlassung, und augenblicklich erhielt Fred Harton mein Wort, dass ich ihn begleiten werde. Lieber freilich wäre es uns gewesen, wenn noch ein Dritter an diesem Ritte hätte teil-nehmen können. Und mit diesem Dritten meine ich natürlich keinen andern als den Scout.